



Die Entstehung flektierender Sprachen : eine Untersuchung

<https://hdl.handle.net/1874/374211>

CARL MEINHOF

DIE ENTSTEHUNG
FLEKTIERENDER SPRACHEN

BERLIN 1936

VERLAG VON DIETRICH REIMER
/ ANDREWS & STEINER /

EL

VAN HAMEL
111

E DONATIONE
A. G. van HAMEL
PROFESSORIS
ORDINARIJ IN
ACADEMIA
RHENO-TRAIECTINA
1923—1946





CARL MEINHOF

DIE ENTSTEHUNG FLEKTIERENDER SPRACHEN

RIJKSUNIVERSITEIT UTRECHT



1086 2252

no
111

DIE ENTSTEHUNG FLEKTIERENDER SPRACHEN

EINE UNTERSUCHUNG
VON
CARL MEINHOF

„ALLES, WOREIN DER MENSCH SICH ERNSTLICH
EINLÄSST, IST EIN UNENDLICHES.“
GOETHE (WANDERJAHRE III, 3)



BERLIN 1936
VERLAG VON DIETRICH REIMER
/ ANDREWS & STEINER /



Druck von J. J. Augustin in Glückstadt i. Holst.

Dem unermüdlichen Förderer
der afrikanischen Sprachwissenschaft

Seiner Magnifizenz

Herrn Bürgermeister Dr. Werner von Melle

in steter Dankbarkeit

gewidmet

vom Verfasser

Vorwort.

Die von mir hiermit der Öffentlichkeit übergebene Untersuchung ist das Ergebnis jahrzehntelanger Arbeit. Ich habe sie mehrere Male Studenten als Vorlesung vorgetragen und will nun versuchen, ob es mir gelingt, einen weiteren Kreis für diese Studien zu gewinnen. Dabei bin ich mir der Unzulänglichkeit meiner Arbeit vollauf bewußt. Obwohl ich mich viele Jahrzehnte mit den Sprachen Afrikas beschäftigt habe, ist mir doch noch sehr vieles fremd auf diesem überaus umfangreichen Gebiet, und trotz des unermüdlichen selbstlosen Eifers meiner Mitarbeiter sind noch manche Rätsel zu lösen, bis wir das Ganze der afrikanischen Sprachenwelt übersehen werden. Meine Beschäftigung mit den Semitensprachen liegt weit zurück; ich bekenne mich hier mit aufrichtigem Dank als Schüler von August Müller. Meine Studien im Indogermanischen, die ich an der Hand von Rudolf v. Raumer begann, sind noch älter. Später ist mir August Schleicher von unschätzbarem Wert gewesen, auch für die Auffindung der Lautgesetze im Bantu. Manche Anregung und Berichtigung verdanke ich besonders Fräulein Professor Lasch und Herrn Dr. Meriggi in Hamburg. Aber freilich, es wird eine viel umfassendere Sachkenntnis, als ich sie besitze, dazu gehören, um die Probleme, an die ich mich gewagt habe, wirklich gründlich zu behandeln. Ich werde aber zur Zeit in dieser Sache kaum viel weiter kommen, als es mir bisher gelungen ist. Deshalb wird es nützlich sein, zunächst einmal einen Abschluß zu gewinnen. Dann kann ich selbst auf dieser Grundlage aufs neue beginnen, oder andere mit jüngeren Kräften und besserem Material, als wir es heute haben, können weiter forschen auf dem Wege, auf dem sich mir neue Aufschlüsse über das Wesen der flektierenden Sprachen zu bieten scheinen.

Hamburg, im August 1935.

Carl Meinhof.

Inhalt.

1. Arbeitsweise	9
2. Begriff der flektierenden Sprachen.....	11
3. Das Gebiet der flektierenden Sprachen	21
4. Die Entstehung von Bildungselementen	27
5. Tonhöhe und Druckstärke	34
6. Die Lautveränderungen im Wort	40
7. Innerer Vokalwechsel	46
8. Die Klasseneinteilung	57
9. Das grammatische Geschlecht	63
10. Die Mannigfaltigkeit der Pluralbildung	77
11. Kasus	83
12. Das Verbum	93
13. Ergebnis	104
14. Literatur	105

1. Arbeitsweise.

Gegen die Afrikanistik ist oft der Vorwurf erhoben worden, daß sie nicht sprachgeschichtlich arbeiten könne, weil ältere Literaturdenkmäler nicht vorhanden wären. Ich halte diesen Vorwurf für durchaus unbegründet, zunächst deshalb, weil wir z. B. in der poetischen Sprache der Suaheli Literaturdenkmäler vor uns haben, die nachweislich um Jahrhunderte zurückreichen und eine sehr viel altertümlichere Sprache aufweisen, als sie heute gesprochen wird. Wir haben ferner in der altnubischen Literatur noch ältere Denkmäler einer Sudansprache und in den libyschen und meroitischen Inschriften Reste von Hamitensprachen, die erheblich älter sind, und schließlich im Ägyptischen sogar eine Literatur, die zu den ältesten der Erde gehört. Außerdem muß immer wieder darauf verwiesen werden, daß zeitgeschichtliche und sprachgeschichtliche Vorgänge verschiedenen Gesetzen folgen¹⁾. Das heute gesprochene Litauisch ist z. B. sprachgeschichtlich eine sehr altertümliche Sprache.

Auch meine Darstellung der Bantulautlehre ist durchaus sprachgeschichtlich gedacht, weil sie in den heute gesprochenen Sprachen festzustellen sucht, welche Formen die älteren und welche die jüngeren sind, und es ist gegen meine Darstellung etwas Stichhaltiges bisher nicht eingewendet worden. Sie hat sich im Gegenteil bewährt auch bei der Analyse mir unbekannter Bantusprachen. Im übrigen muß ich mich durchaus der Ansicht von W. Wundt anschließen, daß zum Verständnis sprachlicher Vorgänge die Sprachgeschichte allein nicht ausreicht. Die Geschichte kann uns z. B. lehren, welche Laute zusammengetroffen sind, und welche Veränderungen die Laute dabei erfahren haben, aber sie versagt, wenn die Frage aufgeworfen wird, warum nun in Sprachen, die nicht miteinander verwandt sind, völlig identische Lautveränderungen auftreten, wie die Dissimilationen und Assimilationen. Hier muß die Sprachpsychologie einsetzen und versuchen, das Rätsel zu lösen.

So sehe ich mich auch hier genötigt, viele Vorgänge zu erörtern, die sich geschichtlich nicht erfassen lassen, wie z. B. die Beziehung zwischen Vokalwandel und Ortsvorstellung, die Beziehung zwischen

¹⁾ Vgl. S. 19f.

Klasse (Genus) und Numerus, die Beziehung zwischen Person und Subjekt, Sache und Objekt. Hier kann ich mich nicht an die Zusammenhänge binden, wie wir sie bei verwandten Sprachen vorfinden, sondern bin genötigt, darüber hinauszugreifen auf die Gefahr hin, gelegentlich auch einmal einen psychologischen Zusammenhang zu vermuten, wo ein solcher nicht vorliegt. Aber ich sehe keinen anderen Weg, um über die Schranken hinauszukommen, die uns heute gesetzt sind.

Besonders bedenklich scheint mein Verfahren zu sein, wo es sich um die Beziehung der Klassensprachen zu den Hamitensprachen handelt. Daß die indogermanischen Sprachen Spuren einer Klasseneinteilung aufweisen, ist heute allgemein angenommen. Auch für die semitischen Sprachen sind diese Spuren nachweisbar. Dasselbe gilt für die hamitischen Sprachen. Die letzteren stehen aber heute noch vielfach in unmittelbarer Berührung mit Sprachen, die handgreiflich der Klasseneinteilung unterworfen sind, und haben sicher seit sehr langer Zeit mit ihnen in Verbindung gestanden. Da scheint mir die Frage berechtigt, ob jene Spuren der Klasseneinteilung von diesen afrikanischen Klassensprachen stammen, entweder daß die Hamitensprachen aus den Klassensprachen Afrikas sich entwickelt haben, oder daß bei dem langen Zusammenleben beider Sprachgruppen eine gegenseitige Beeinflussung stattgefunden hat. Freilich ist es auch möglich, daß die Hamitensprachen ebenso wie die Semitensprachen ihre Klasseneinteilung aus einer dritten Sprachgruppe gewannen. Der letzte Fall ist vielleicht der wahrscheinlichste, denn die Semiten- und Hamitensprachen mit ihrem ausgesprochenen Konsonantismus stehen in der allgemeinen Form der Wortstämme im starken Gegensatz zu den vokalreichen Sprachen der Ful und Bantu, den Hauptvertretern der Klassensprachen in Afrika. Viel eher erinnern vokalarmer Klassensprachen des Kaukasusgebietes¹⁾ an den konsonantischen Aufbau der Hamiten- und Semitensprachen²⁾. Vergleicht man aber z. B. manche Wortstämme des Galla mit Bantuwortstämmen, so ist man oft geradezu betroffen von ihrer Ähnlichkeit — es handelt sich hier natürlich nicht um die Bedeutung sondern nur um die Form.

1) Vgl. Meillet und Cohen a. a. O. S. 328.

2) Ich halte es allerdings für wahrscheinlich, daß der heutige Zustand der Semiten- und Hamitensprachen, bei dem die Vokale nur eine sekundäre Bedeutung haben, erst unter der Herrschaft des dynamischen Akzents entstanden ist, und daß früher auch hier wie im Ful und Bantu sinngebende Vokale in den Stämmen der Worte zu finden waren.

Z. B. Suaheli: *konda, kua, lala, mume, oa, simba, sombo, tuma, tunga* etc.

Galla¹⁾: *kondala, kua, lala, mume, oa, simbo, somba, tuma* etc.

Und doch ist Galla zweifellos eine dem Somali nahestehende Hamitensprache.

Ähnlich ist es im Hausa²⁾, z. B. *kula, lala, mummuke, uwa, soma, suma, tuma, tunga* etc.

Nun ist ja für das Hausa klar, daß es durch seine Berührung mit sudanischen Sprachen einen erheblichen Teil seines hamitischen Charakters eingebüßt hat. So kann auch der Charakter des Galla durch Berührung mit anderen Sprachen stark verändert sein. Aber dasselbe kann ja auch mit den afrikanischen Klassensprachen geschehen sein, daß sie zwar ihre Klasseneinteilung behielten, aber im Lautcharakter durch Berührung mit sudanischen Sprachen stark verändert wurden.

Wie kompliziert der Sachverhalt ist, zeigt auch der Umstand, daß das Masai und die verwandten Sprachen handgreiflich neben dem grammatischen Genus Reste von Klasseneinteilung aufweisen, daß aber diese Klassen sich von denen der afrikanischen Klassensprachen deutlich unterscheiden.

Es ist also bisher keine Möglichkeit gegeben, hier zu einer sicheren geschichtlichen Erkenntnis zu kommen, und wir müssen uns damit begnügen, die afrikanischen Klassensprachen logisch als Vorgänger der Genussprachen anzusehen, obwohl wir einen historischen Zusammenhang nicht nachweisen können.

Wenn ich es versucht habe, auf einem so unsicheren Boden einen Pfad zu finden, so wird man nicht erwarten können, daß ich immer das Richtige treffe. Aber vielleicht ist es mir gelungen, die Fragen, die sich ergeben, etwas genauer zu formulieren und sie dadurch der Beantwortung näher zu bringen, die wir in ihrem ganzen Umfang erst in der kommenden Zeit erwarten dürfen.

2. Begriff der flektierenden Sprachen.

Wir Europäer sind zumeist gewohnt, eine flektierende Sprache zu sprechen und in ihr zu denken. Selbst wenn wir fremde Sprachen erlernen, bleiben wir in der Regel im Bereich dieser Sprachart, da ja

¹⁾ Nach Foot.

²⁾ Nach Bargery.

die weit überwiegende Mehrzahl der europäischen Sprachen zu den flektierenden gehört. Beginnt ein Europäer, sich mit semitischen Sprachen zu beschäftigen, so steht er zunächst unter dem Eindruck, daß er sich hier in einer neuen Welt befindet. Aber bei näherer Betrachtung bemerkt er doch, daß er es auch hier mit flektierenden Sprachen zu tun hat. Die Beschäftigung mit Sprachen, die weder der einen noch der andern Gruppe angehören, ist heute in Europa noch verhältnismäßig selten, obwohl Finnisch, Magyarisch und Türkisch dazu einladen.

Aus diesem Tatbestand ergibt sich nun für uns Europäer die Schwierigkeit, einen vorurteilsfreien Blick für das Wesen der Sprache zu gewinnen. Wir sollen von dem Mittel absehen, dessen wir uns beim Nachdenken über die Sprache bedienen, von der uns gewohnten Sprache. Das ist außerordentlich schwer. — Vieles erscheint uns selbstverständlich, was es durchaus nicht ist, anderes seltsam, was an sich vielleicht logisch richtiger ist als eine uns geläufige Sprachform. Manches halten wir für unbedingt notwendig, was doch vielen Sprachen fehlt. Zumeist gehen wir sogar von der Voraussetzung aus, daß unsere Sprachform die höchste ist¹⁾ — während doch ein Urteil über den Wert verschiedener Sprachen erst dann abgegeben werden könnte, wenn wir imstande wären, uns anderer Sprachformen mit einer ähnlichen Leichtigkeit zu bedienen wie unserer Muttersprache²⁾.

Aus diesem Grunde glaube ich, daß es für eine Untersuchung des Ursprungs flektierender Sprachen von Vorteil ist, wenn ein Afrikanist sie unternimmt, weil seine Wissenschaft ihn veranlaßt, sich vorwiegend mit Sprachen zu beschäftigen, die wir nicht zu den flektierenden rechnen. Dabei bietet sich gerade ihm noch ein zweites Vorteil vor denen, die mit andern Sprachformen zu tun haben.

Zu den flektierenden Sprachen gehören ja nicht nur die indogermanischen und semitischen, sondern auch ein Teil der afrikanischen Sprachen, die wir unter dem Namen „Hamitensprachen“ zusammen-

¹⁾ Vgl. W. v. Humboldt, Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaus 3. 1883, S. 310: „Denn daß unter den abstrakten (Sprachformen) die flektierenden die allein richtigen genannt werden können, dürfte nicht leicht bestritten werden.“

²⁾ Das Urteil über eine Sprache wird oft auch dadurch getrübt, daß die in ihr abgefaßte Literatur besonders hoch geschätzt ist. Damit wird aber ein fremder Gesichtspunkt herangezogen, denn Reichtum und Klarheit der Grammatik braucht nicht mit hoch entwickelter Literatur zusammenzufallen, vgl. Humboldt a. a. O. S. 207 ff.

fassen¹⁾. In ihnen hat der Afrikanist noch ein weites Vergleichsmaterial, das neue Betrachtungsweisen ermöglicht. Das ist um so wichtiger, als die „Hamitensprachen“ nicht immer scharf von anderen Sprachtypen abgegrenzt sind. Die Aussicht, in das Werden flektierender Sprachen hineinschauen zu können, scheint also hier mehr als sonst geboten. Dies hat mich als Afrikanisten bewogen, dem Problem der Entstehung flektierender Sprachen nachzugehen.

Es kann sich nun natürlich nicht darum handeln, für alle flektierenden Sprachen den Nachweis zu führen, wie sie entstanden sind. Das würde weit über den Rahmen der Aufgabe, die ich mir gestellt habe, hinausgehen. Meine Absicht ist zunächst nur, einen Weg zu zeigen, wie man sich die Entstehung einiger flektierender Sprachen auf Grund der uns bekannten Tatsachen vorstellen könnte. Es wird dann vieler Einzelarbeiten bedürfen, um zu ermitteln, was sich davon für die Entstehungsgeschichte anderer Sprachen und Sprachgruppen verwerten läßt. Zur Zeit sind ja die flektierenden Sprachen noch wie durch eine eiserne Mauer von den andern abgetrennt. Wenn es nun gelingen sollte, diese Mauer auf einem Punkt zu durchbrechen, so wäre zu hoffen, daß Zusammenhänge der flektierenden mit nichtflektierenden Sprachen auch an anderer Stelle erkannt werden. Die Mauer wird bleiben, aber sie wird nicht mehr ein absolutes Hindernis für die Forschung sein. Diesen Durchbruch zu versuchen, dazu scheint sich wie gesagt in Afrika die Möglichkeit zu bieten²⁾.

Ehe wir uns aber an diese Aufgabe wagen, werden wir zunächst feststellen müssen, was wir unter flektierenden Sprachen verstehen.

Die landläufige Erklärung wird sein, daß es Sprachen sind, die eine Flexion, also Deklination und Konjugation, haben. Aber diese Erklärung ist völlig unzureichend. Man muß in allen Sprachen der Welt ausdrücken können, ob das Nomen als Einzahl oder als Mehrzahl aufzufassen ist, ob es Subjekt oder Objekt sein soll. Ebenso muß man sagen können, welche Person handelt, ob ich, du oder er, ferner ob etwas geschehen ist oder erst geschehen soll. Wenn man unter Flexion den Ausdruck dieser und ähnlicher Beziehungen der Worte zueinander versteht, dann sind alle Sprachen der Welt flektierend. Das ist also mit dem Ausdruck „flektierende Sprachen“ nicht gemeint.

¹⁾ Ich gebrauche den Ausdruck in diesem weiteren Sinn. E. Zylinder beschränkt ihn auf die genuinen Hamitensprachen: Berberisch, Ägyptisch, Kuschitisch.

²⁾ Es ist mir bekannt, daß die Beziehungen der finnisch-ugrischen Sprachen zu den indogermanischen ernsthaft untersucht werden; doch vgl. Winkler a. a. O.

Nehmen wir als Beispiel einer nichtflektierenden Sprache eine isolierende Sudansprache, das Ewe. Man bildet hier von *ame* „Mensch“ die Mehrzahl *ame-o* „Menschen“. Das Subjekt und Objekt wird ähnlich wie im Französischen dadurch unterschieden, daß das Subjekt unmittelbar vor dem Verbum steht, das Objekt nicht. Man konjugiert das Verbum durch vorgestelltes Pronomen, z. B. *e-va* „er kam“, *o-va* „sie kamen“. Das scheint ähnlich zu sein wie in flektierenden Sprachen. Nun sind aber *-o*, *e-*, *o-* nicht eigentlich Suffixe oder Präfixe, sondern selbständige Worte, die nur vom Europäer als Bildungselemente mit einem andern Wort *ame* oder *va* zusammengeschieden werden, ähnlich dem Deutschen *ich kam*, *er kam* oder dem englischen *we are*, *you are*, *they are*. *o* „sie“ ist also als selbständiges Pronomen im Gebrauch und bezeichnet den Plural beim Nomen und beim Verbum. Das ist die Bildungsweise einer isolierenden Sprache.

Im Suaheli, einer agglutinierenden Bantusprache, bildet man von *m-ti* „Baum“ die Mehrzahl *mi-ti*. Vom Verbum *ku-fa* „sterben“ bildet man das Perfekt

ni-me-ku-fa „ich bin gestorben“
u-me-ku-fa „du bist gestorben“
a-me-ku-fa „er ist gestorben“ usw.

Das Futurum lautet:

ni-ta-ku-fa „ich werde sterben“
u-ta-ku-fa „du wirst sterben“
a-ta-ku-fa „er wird sterben usw.

Diese Bildungsweise unterscheidet sich wesentlich von der des Ewe, denn im Ewe werden selbständige Worte verwandt, um andere Worte „abzuwandeln“, hier aber Präfixe, die für sich nicht existieren. Das Pluralzeichen *mi-* tritt im Suaheli an Stelle des Singularpräfixes *m-*. Beide erscheinen wohl vor andern Substantiven und Adjektiven, aber niemals als selbständige Worte. Ebenso wenig kann man die Pronominalpräfixe vor dem Verbum *ni-*, *u-*, *a-* etc. allein gebrauchen, sie sind Verbalpräfixe¹⁾. Hier wird also im Unterschied vom Ewe die „Abwandlung“ ausgedrückt durch Bildungselemente, die nicht als selbständige Worte in der Sprache vorkommen.

Ganz ebenso liegt es nun bei vielen Bildungen der flektierenden Sprachen. Wenn der Lateiner von *leo(n)* den Plural *leones* bildet

¹⁾ Doch vgl. S. 30, Anm. 2.

oder von *vent-us* den Plural *vent-i*, so entspricht das ganz der Bildungsweise des Suaheli *m-ti*, pl. *mi-ti*, nur daß das Lateinische sich der Suffixe, das Suaheli der Präfixe bedient¹⁾.

Ähnlich ist es bei vielen Verbalformen,

z. B. *lauda-ba-m* „ich lobte“

lauda-ba-s „du lobtest“

lauda-ba-t „er lobte“ usw.

oder *lauda-re-m* „ich würde loben“

lauda-re-s „du würdest loben“

lauda-re-t „er würde loben“ usw.

Auch diese Bildungen unterscheiden sich nicht wesentlich von den oben aufgeführten Suabeliformen.

Wir finden also in einer flektierenden Sprache, wie es das Lateinische ist, Bildungselemente, die keine selbständige Bedeutung mehr haben. Das Lateinische unterscheidet sich dadurch von den isolierenden Sprachen, teilt diese Eigenschaft aber mit andern Sprachen, die wir nicht als flektierend ansehen.

Wir müssen also weitere Merkmale flektierender Sprachen suchen. Als solches bietet sich uns die Veränderlichkeit des Wortstammes.

In isolierenden Sprachen, wie es das Ewe ist, sind die sämtlichen Wurzeln bzw. Worte der Sprache, abgesehen von einigen lautlichen Angleichungen, unveränderlich. Auch in agglutinierenden Sprachen wie im Suaheli sind die Wortstämme unveränderlich, nur Präfixe und Suffixe wechseln. Aber auch in flektierenden Sprachen ist, wie wir gesehen haben, in vielen Fällen der Wortstamm unveränderlich. Dies ist jedoch nicht immer der Fall. Vielfach erscheint der Wortstamm mit verschiedenen Vokalen. Wir bilden im Deutschen *ich gebe, ich gab; ich grabe, ich grub, der Graben; ich treibe, ich trieb, der Treiber, die Trift; ich trinke, ich trank, getrunken, der Trinker, der Trank, der Trunk* usw., und wir empfinden diese Worte mit verschiedenem Stammvokal doch als eng zusammengehörig. Ebenso bildet man im Hebräischen von *q̄t̄l* „töten“ *q̄t̄l* „er hat getötet“, *q̄t̄l̄* „tötend“, *q̄t̄l̄* „getötet“ usw. Ebenso bildet man im Somali, einer Hamitensprache, *i-mad-a* „ich komme“ neben *i-mid* „ich bin gekommen“, *a-q̄n* „ich weiß“ neben *i-q̄n* „ich habe gewußt“ usw.

¹⁾ Humboldt hält freilich nur Suffixe für eigentliche Bildungselemente
a. a. O. S. 139.

Hier liegt also ein wirkliches Unterscheidungsmerkmal der flektierenden von den nichtflektierenden Sprachen vor¹⁾.

Allerdings darf man nicht vergessen, daß man z. B. im Konde, einer ostafrikanischen Bantusprache, von *-āngala* „sich wohl befinden“ den Perfektstamm *-āngele* bildet, von *-ʼbōṅa* „sehen“ den Perfektstamm *-ʼbuene*. Auch im poetischen Suaheli braucht man noch das alte Perfekt *-pete* von *-pata* „bekommen“. Wir werden diese Bildungen als Assimilationen und Kontraktionen erkennen, aber sie zeigen, daß auch in Bezug auf den innern Vokalwechsel die Grenze zwischen flektierenden und agglutinierenden Sprachen nicht eine ganz feste ist.

Ein weiteres Unterscheidungsmittel ist die Mannigfaltigkeit der Pluralbildung.

Im Ewe wird, wie wir sahen, der Plural regelmäßig mit angefügtem *-wo* gebildet. Wir machten bereits darauf aufmerksam, daß das Lateinische Plurale auf *-ēs* und *-ī* bildet. Aber es gibt hier ja noch andere Pluralformen, z. B. *mens-ae* von *mens-a*, *venēn-a* von *venēn-um*, *fruct-ūs* von *fruct-us*. Im Deutschen bilden wir *die Schluchten* von *Schlucht*, *die Früchte* von *Frucht*, *die Männer* von *Mann*, *die Bäume* von *Baum*, *die Länder* und *die Lande* von *Land*. Ähnlich ist es in andern flektierenden Sprachen. Das Hebräische unterscheidet die Zweizahl von der Mehrzahl und hat für die Letztere wieder zwei verschiedene Formen entsprechend dem Genus. Das Arabische hat so viele Arten der Pluralbildung, daß der Anfänger sie bei jedem Wort

¹⁾ Die Einteilung der Sprachtypen von Schleicher a. a. O. S. 2—4 scheint mir im großen und ganzen heute noch brauchbar zu sein, nur müßten die von ihm verwandten Formeln etwas genauer gefaßt werden, etwa in folgender Weise:

- a) isolierende Sprachen, in denen Wurzeln einander bestimmen. Das würde, wenn wir die Wurzel mit R bezeichnen, ergeben RRR... bis zum nten R = Rⁿ.
- b) zusammenfügende Sprachen, die zu den unveränderlichen Stämmen Präfixe = p, Suffixe = s hinzufügen können und zwar in beliebiger Anzahl. Das würde ergeben pⁿRⁿsⁿ. (Einige indonesische Sprachen besitzen außerdem Infixe.)
- c) flektierende Sprachen, in denen der Stamm selbst abgewandelt werden kann, also als R₁, R₂, R₃, im ganzen also als R_n (nicht R^x, wie Schleicher vorschlägt) auftritt. Dabei wird die Methode der Zusammenfügung mit Bildungselementen beibehalten. Das ergibt pⁿR_nsⁿ.

Gegen diese Dreiteilung wendet sich Humboldt mit großer Lebhaftigkeit. Für ihn sind die agglutinierenden Sprachen nur stets mißlungene Versuche, die Flexion zu erreichen. Für ihn gibt es also eigentlich nur flexionslose und flektierende Sprachen, a. a. O. S. 142f.

besonders lernen muß, z. B. *sāriqūna* von *sāriqun* „Dieb“, *kutubun* von *kitābun* „Buch“, *biḥārun* von *baḥrun* „Meer“, *ḥalkāmun* von *ḥākimun* „Richter“, *buldānun* von *baladun* „Stadt“. Im Schilh, einer Hamitensprache, bildet man *ikru-an* von *ikru* „Hammel“, *ilsāun* von *ils* „Zunge“, *imuša* von *amuš* „Katze“, *iderdar* von *adurdur* „Tauber“, *timyārin* von *tamyart* „Frau“ usw.

Die Gründe für diese Mannigfaltigkeit beschäftigen uns jetzt nicht, sondern nur die Tatsache.

Wir haben also in der Mannigfaltigkeit der Pluralbildung ein gutes Kennzeichen der flektierenden Sprachen gefunden.

Aber auch dies Kennzeichen ist keineswegs stets zuverlässig. Wir sahen, daß im Suaheli *mi-ti* der Plural zu *m-ti* „Baum“ war, aber es gibt hier, wie in andern Bantusprachen, noch eine ganze Fülle anderer Pluralbildungen, z. B. *wa-thu* von *m-thu* „Mensch“, *vi-su* von *ki-su* „Messer“, *ma-we* von *dji-we* „Stein“ usw.

Wir werden also noch weitere Unterscheidungsmerkmale suchen müssen, und da bietet sich nun eine höchst bemerkenswerte Erscheinung, die nur in flektierenden Sprachen anzutreffen ist, das ist das grammatische Geschlecht.

Man darf das grammatische Geschlecht nicht mit dem Sexus, dem natürlichen Geschlecht, verwechseln. In allen Sprachen der Welt kann man irgendwie zum Ausdruck bringen, ob die Person, von der man spricht, ein Mann oder eine Frau ist, ob das Tier, von dem die Rede ist, männliche oder weibliche Eigenschaften hat. Worte wie „Mann“ und „Frau“ finden sich überall, und wo man Haustiere hält, auch Worte wie „Hengst“ und „Stute“, „Stier“ und „Kuh“ oder ähnliches.

Die flektierende Sprache hat aber für männliche und weibliche Wesen auch verschiedene Pronomina, die andere Sprachen nicht besitzen. Den Satz Ewe *ekpoe*, Suaheli *amemyona* kann ich übersetzen „er hat ihn gesehen“, „er hat sie gesehen“, „sie hat ihn gesehen“, „sie hat sie gesehen“, und man müßte, wenn es darauf ankäme, in diesen Sprachen die Worte „Mann“ und „Frau“ hinzufügen, um den Sinn genau wiederzugeben. Das unterbleibt natürlich da, wo der Sinn sich aus dem Zusammenhang ergibt.

Während aber die Sprache mit diesem Gebrauch sich noch immer im Gebiet des natürlichen Geschlechts bewegt, wenden nun die flektierenden Sprachen den Genusunterschied durchaus nicht nur auf das natürliche Geschlecht an, sondern sie brauchen die Genusformen oft, ohne sich um den Sexus im mindesten zu kümmern.

Man sagt *die Katze* und *der Hund*, *die Schlange* und *der Hase*, *die Schnecke* und *der Käfer*, *der Kuckuck* und *die Nachtigall*, ohne damit einen Geschlechtsunterschied bezeichnen zu wollen. Man sagt *die Ordonnanz*, obwohl sie sicher ein Mann ist, *der Diensthote*, auch wenn es sich um ein Mädchen handelt.

Schließlich wendet man sogar den Genusunterschied auf Gegenstände an, die mit dem Sexus gar nichts zu tun haben, wie *Himmel* und *Erde*, *Sonne* und *Mond*¹⁾, *Baum* und *Blume*, *Tisch* und *Lampe* usw.

Wenn wir diesen Sprachgebrauch nicht so gut kennen, würden wir ihn höchst seltsam finden, da er ja der Logik gänzlich zu entbehren scheint. Können wir uns doch meist, wenn wir nicht zufällig Sprachforscher sind, gar keine Rechenschaft darüber geben, warum wir ein Wort dem einen oder andern Genus zuweisen. Auch treffen die verschiedenen Sprachen ihre Entscheidung über das Genus ganz verschieden, so daß der Anfänger beim Erlernen einer neuen Sprache das Genus der Worte sich mühsam einprägen muß.

Für diese Erscheinung fehlen uns außerhalb der flektierenden Sprachen die Analogien zunächst gänzlich. Wir werden allerdings später sehen, daß auch dieser Graben nicht unüberbrückbar ist.

Wir finden also, daß die flektierenden Sprachen

1. manche Eigenschaften mit allen Sprachen gemeinsam haben,
2. daß sie manche Eigenschaften nur mit einigen anderen Sprachen gemeinsam haben,
3. daß sie einige Eigentümlichkeiten für sich allein besitzen, aber daß auch diese Grenzen doch nicht immer ganz feste sind.

Die Frage nach der Entstehung flektierender Sprachen würde also nun genauer lauten: Wie konnten die Eigenschaften der flektierenden Sprachen entstehen, die sie von andern Sprachen unterscheiden?

Man kann diese Frage auf Grund allgemeiner psychologischer Erwägungen zu beantworten versuchen. Es wäre dabei allerdings nicht sicher auszumachen, ob die so gewonnenen Ergebnisse dem wirklichen Verlauf der Dinge entsprechen. Wir sind aber in der Lage, diese Erwägungen durch tatsächlich vorhandenes Material zu unterstützen, wir können also die historische Methode, die uns in der Sprachfor-

¹⁾ Natürlich ist nicht zu leugnen, daß „Himmel“ und „Erde“ mythologisch als Mann und Frau aufgefaßt werden, so auch „Mond“ und „Sonne“, aber daß in vielen Sprachen auch „Sonne“ als männlich, „Mond“ als weiblich bezeichnet wird, beweist schon, daß diese Gruppierung nicht zwangsläufig und eindeutig ist.

schung so wichtige Dienste geleistet hat, auch hier anwenden. Wir müssen uns nur von dem Irrtum freimachen, als wenn zeitgeschichtliches und sprachgeschichtliches Alter zusammenfielen¹⁾. Die Sprachdenkmäler, die die ältesten Urkunden Ägyptens und Babyloniens uns an die Hand geben, sind ja durchaus nicht ursprünglich, sondern haben bereits eine lange Geschichte hinter sich. Kein Schriftdenkmal reicht in jene Zeit zurück, wo die flektierenden Sprachen noch nicht flektierend waren. Trotzdem werden viele Hunderte nichtflektierender Sprachen heute noch auf der Erde gesprochen, die also für unsere Auffassung wahrscheinlich sprachgeschichtlich älter sind als das älteste Sprachdenkmal flektierender Sprachen²⁾. Es ist auch nicht unwahrscheinlich, daß sich Übergangsformen zwischen flektierenden und nichtflektierenden Sprachen aus jener uralten Zeit erhalten haben, als es zur Bildung flektierender Sprachen kam.

Die Frage nach der Entstehung flektierender Sprachen würde sich darnach so formulieren lassen:

Gibt es heute noch Übergangsformen, die uns die Entstehung flektierender Sprachen aus andern Sprachformen begreiflich machen können?

Daß ich glaube, diese Frage auf Grund meiner Studien in afrikanischen Sprachen bejahen zu können, sind wir nicht nur auf allgemeine psychologische Erwägungen angewiesen, sondern können auf Grund von Beobachtungen an tatsächlich vorhandenen Sprachen arbeiten.

Dabei wird allerdings eine ganz bestimmte Auffassung der allgemeinen Sprachgeschichte vorausgesetzt.

Wenn man die Entwicklung der europäischen Sprachen verfolgt, so steht man unter dem Eindruck, daß hier starke Verfallserscheinungen zu Tage treten. Die alten Kasusendungen sind meist geschwunden, die Pluralbildung ist vereinfacht, der Wechsel des Stammvokals ist beschränkt, und auch das grammatische Genus ist oft zurückgetreten. Ein Vergleich des Lateinischen mit dem Französischen, des Gothischen mit dem Englischen und Dänischen zeigt das u. a. ganz unwiderleglich. So waren besonders die Begründer der historischen Schule geneigt, die Sprachveränderung als Degeneration, als Verfall anzusehen³⁾. Denkt man diesen Gedanken zu Ende,

¹⁾ Vgl. S. 9.

²⁾ Natürlich ist der Fall nicht ausgeschlossen, daß eine Sprache Flexionsformen wieder verloren hat, vgl. S. 20.

³⁾ So noch G. Curtius, Grundzüge der griechischen Etymologie³. Leipzig 1869, S. 23, 379, wo er als Ursache der Lautveränderung nur die Verwitterung annimmt.

so müßte eine hoch entwickelte Sprache am Anfang der Sprachgeschichte gestanden haben, die dann im Laufe der Zeit immer mehr zerfallen wäre¹⁾.

So unwahrscheinlich diese Annahme an sich ist, so wäre sie auch als reine Hypothese nur verwendbar, wenn wirklich alle Sprachen der Welt flektierend wären. Da sie es handgreiflich nicht sind, würden sich zur Erklärung, soviel ich sehe, nur zwei Möglichkeiten bieten, die beide gleich unwahrscheinlich sind.

Man könnte annehmen, daß die nichtflektierenden Sprachen die Flexion verloren hätten, ähnlich wie heute das Englische sich dem flexionslosen Zustand nähert. Aber nichts berechtigt uns, einen derartigen Ablauf der Sprachgeschichte für die Sprachen der gelben, roten, braunen und schwarzen Rassen anzunehmen. Das wäre also eine reine Fiktion, der nichts Wirkliches entspricht. Dann bliebe nur die zweite Möglichkeit, daß die flektierenden Sprachen durch eine selbständige Neuschöpfung, anders als die andern Sprachen entstanden wären. Auch das widerspricht aller Erfahrung; denn die nichtflektierenden Sprachen erweisen sich trotz ihrer Verschiedenheit von der uns gewohnten Art doch so wenig als fremdartig für ein europäisches Denken, daß sich der Europäer ihrer z. B. in Afrika gern bedient, und nichtflektierende Sprachen in Ostasien die Träger einer bedeutenden Geisteskultur geworden sind. Also von einer Grenze zwischen den flektierenden und nichtflektierenden Sprachen im Verkehr der Völker ist keine Rede; sie besteht nur für die Theorie der geschulten Linguisten.

Wir werden also zu der Annahme gedrängt, daß der Vorgang der Degeneration keineswegs allein die Sprachgeschichte beherrscht haben kann, sondern daß daneben eine Entwicklung hergeht, die von einfacheren zu immer reicheren Formen geführt hat.

Es kann ja nicht zweifelhaft sein, daß die ersten Menschen sich in einfachen Lebensverhältnissen bewegten und sich einfacher Denkformen bedienten. Dem muß ihre Sprache entsprochen haben. Bei der Vermehrung der Menschen, bei der Ausbildung ihrer Bedürfnisse und Tätigkeiten mußte auch die Sprache reicher werden. Freilich ist diese Entwicklung bei den verschiedenen Völkern sehr verschiedene Wege gegangen. Man ist im Irrtum, wenn man annimmt, daß alle nichtflektierenden Sprachen in ihrem Bau einfach sind. Das ist durchaus nicht der Fall. Auch ist es nicht so, daß die flektierenden

¹⁾ Schleicher nimmt deshalb zuerst Entwicklung und dann Verfall an, a. a. O. S. 4.

Sprachen in ihren Formen immer reicher werden. Wir sahen bereits, daß wir an den Sprachen Europas das Gegenteil beobachten können, daß also nach früherem Reichtum wieder eine Verarmung eintreten kann. Es ist vielmehr ähnlich wie bei einem Organismus, daß erstorbene Bildungen abgestoßen werden und neue aus dem innern Leben der Sprache hervorsproßen.

In diese lebendige Sprachgeschichte müssen wir uns die flektierenden Sprachen hineingestellt denken. Nur so können wir hoffen, ihr Werden und Wachsen zu verstehen.

3. Das Gebiet der flektierenden Sprachen.

Zu den flektierenden Sprachen rechnen wir zunächst die in Europa und Asien gesprochenen indogermanischen Sprachen. Mit Ausnahme einiger fremdsprachlicher Enklaven gehört dazu das ganze Europa¹⁾ und ein großer Teil von Vorderasien bis nach Indien und Zentralasien. Die Tatsache, die wir bereits erwähnten, daß eine Reihe von Sprachen wie das Persische, Französische, Englische, Dänische die Flexionsformen zu einem großen Teil bereits verloren haben, darf dabei freilich nicht vergessen werden.

Dazu kommen die Semitensprachen Vorderasiens, die zum Teil allerdings ausgestorben, zum Teil aber so lebendig sind, daß sie sich auch in Nordafrika ausgebreitet haben. Sie stellen nicht etwa eine niedere und unvollkommenere Art der flektierenden Sprachen dar, sondern sind an Mannigfaltigkeit des innern Vokalwechsels, z. T. auch an Fülle der Pluralbildungen den indogermanischen überlegen¹⁾.

Als dritte Gruppe gehört hierher das Gebiet der Hamitensprachen, die früher in Nordafrika allein herrschend waren, aber die dann durch die Semitensprachen Abessiniens und durch das Arabische in ihrem Besitzstand stark zurückgedrängt wurden. Ihnen nahe stehende Sprachformen finden sich aber in der Nachbarschaft der von ihnen völlig verschiedenen Sudansprachen sowie der Bantusprachen bis tief hinein nach Zentralafrika und Südafrika.

Es handelt sich also bei den flektierenden Sprachen um ein sehr

¹⁾ Von der Gabelentz stellt sie trotzdem nicht auf die gleiche Stufe mit den indogermanischen Sprachen, a. a. O. S. 409.

großes Gebiet, das im Zentrum durchaus zusammenhängt¹⁾ und nur an der Peripherie mit andern Sprachformen durchsetzt ist. Dies Gebiet liegt um das Mittelmeer herum.

Die Menschen, die diese Sprachen sprechen, gehören im allgemeinen zur weißen, also zur kaukasischen, lockenhaarigen Rasse, wenn auch natürlich Angehörige andrer Rassen vielfach flektierende Sprachen angenommen haben, denn bekanntlich decken sich Rasse und Sprache nicht. So sind manche Asiaten, die flektierende Sprachen sprechen, stark vermischt mit dem Blut mongolischer oder anderer asiatischer Rassen. Viele Semiten und Hamiten in Afrika haben Negerblut aufgenommen. Umgekehrt gibt es weiße Menschen, die nichtflektierende Sprachen sprechen, wie die Magyaren, Finnen, Basken und manche Bewohner des Kaukasus. Aber im allgemeinen sind die flektierenden Sprachen die Sprachen der weißen Rasse, der Herrenvölker, die die Geschichte des Abendlandes und des nahen Orients beherrscht haben. Sie sind die Sprachen der großen Religionsstifter und Philosophen. Der ferne Osten ist darin freilich nicht einbegriffen, ebensowenig Amerika, die jedes eine Welt für sich darstellen. Auch in Babylonien sprachen die Träger der ältesten Kultur, die Sumerer, eine nichtflektierende Sprache.

Sind nun diese drei Gruppen der flektierenden Sprachen unter sich verwandt? — Diese Frage bezieht sich zunächst nicht auf das, was dem Anfänger bei der Sprachvergleichung als das Wichtigste erscheint, auf den Wortschatz. Daß diese Völker, die seit Urzeiten in mannigfacher Beziehung zueinander standen, ihren Wortschatz vielfach gegeneinander ausgetauscht haben, versteht sich von selbst. Man kann also mit allerlei Lehngut aus alter und neuer Zeit sicher rechnen. Aber die Frage nach der Verwandtschaft des Wortschatzes bezieht sich gar nicht auf solches Lehngut, sondern darauf, ob die Ähnlichkeit der Wörter auf ihre Abstammung aus gemeinsamer Quelle schließen läßt.

Wir stehen noch im Anfang dieser Untersuchung, und die bisherigen Ergebnisse sind noch sehr umstritten²⁾. Ich möchte mich deshalb hierzu an dieser Stelle nicht eingehend äußern. Beachtlich bleibt aber die Tatsache, daß die drei genannten großen Gruppen der flek-

¹⁾ Sprachreste wie das Etruskische und die alten Sprachen Kleinasiens bezeugen uns, daß das Gebiet früher nicht so einheitlich war, wie es heute ist, aber das ändert das Gesamtbild von der Verbreitung der flektierenden Sprachen doch nicht wesentlich.

²⁾ Vgl. Möller a. a. O.

tierenden Sprachen in ihrem Bau gewisse Bildungen gemeinsam haben wie die Flexion mit innerem Vokalwechsel, die Mannigfaltigkeit der Pluralbildung und das grammatische Geschlecht, und es fragt sich, ob diese sprachlichen Eigentümlichkeiten um das Mittelmeer herum drei Mal unabhängig voneinander entstanden sind, oder ob zwischen den drei Sprachgruppen, die sie aufweisen, ein alter Zusammenhang besteht¹⁾. Dieser Zusammenhang könnte verschiedener Art sein. Die drei Sprachgruppen könnten aus einer gemeinsamen Ursprache erwachsen, also Töchter einer Mutter sein. Oder eine dieser Sprachgruppen könnte die genannten Eigenschaften ausgebildet und sie dann der einen wie der andern Nachbargruppe mitgeteilt haben. Schließlich wäre auch möglich, daß beides stattgefunden hat, gemeinsame Abstammung und fortlaufende gegenseitige Angleichung²⁾. Jede dieser Möglichkeiten ist schließlich wahrscheinlicher, als daß diese eigentümliche Sprachform in einem geographisch zusammenhängenden Gebiet unabhängig mehrfach entstanden sein soll.

Wir haben bereits betont, daß die flektierenden Sprachen sicher nicht eine ursprüngliche Sprachform darstellen. Wenn eine alte Lebensform durch Neues verdrängt wird, so pflegen sich Reste der alten Form in weit voneinander getrennten Gebieten zu finden. Das Neue pflegt dagegen in einem zusammenhängenden Gebiet aufzutreten. So spricht auch die Art der Verbreitung der flektierenden Sprachen dafür, daß sie nicht Reste aus alter Zeit sind; sie stehen vielmehr als jüngere Eruption wie ein Basaltblock mitten in dem Gebiet der nichtflektierenden Sprachen. Sie treten wie eine Neuerscheinung auf, die von einem Punkt ausgegangen ist. Wenn aber eine isolierende Sudansprache wie das Ewe eine überraschende Ähnlichkeit mit dem Bau der chinesischen Sprache aufweist, so sind das beides Reste aus einer älteren Periode der Sprachgeschichte, die heute durch Neubildungen auseinandergerissen und geographisch weit voneinander getrennt sind³⁾.

Werfen wir noch einen Blick auf die besondere Art jeder der drei Gruppen.

¹⁾ Vgl. Meriggi a. a. O.

²⁾ Man kann heute bereits mit Sicherheit behaupten, daß die Semitsprachen den eigentlichen Hamitensprachen besonders nahe stehen; vgl. E. Zyhlarz, Z. f. Eg. Spr. Bd. XXIII. Das weist darauf hin, daß die Beziehungen der drei Gruppen zu einander sehr verschiedener Art sein können.

³⁾ Natürlich soll eine „Verwandtschaft“ des Ewe mit dem Chinesischen hierdurch nicht konstatiert werden.

Daß die indogermanischen Sprachen unter sich verwandt sind, ist heute nicht mehr zu bestreiten. Ihre Verwandtschaft ist wissenschaftlich bereits sehr sorgsam erörtert und gesetzmäßig verstanden. Auch auf die Frage brauchen wir nicht einzugehen, ob hier im Laufe der Zeit andersartige Sprachen allmählich durch Berührung mit Indogermanen verändert und so indogermanisiert sind. Das würde an dem allgemeinen Charakter dieser Sprachart nichts ändern, und nur damit haben wir es hier zu tun.

Auch die Verwandtschaft der semitischen Sprachen unter sich ist unbestritten. Sie stehen sich so nahe, daß man früher in der Semitistik nicht von Sprachen, sondern von Dialekten zu reden pflegte. Ich halte es für möglich, daß uns bei der weiteren Erforschung der Entwicklungsgeschichte dieser Sprachen noch allerlei Entdeckungen bevorstehen, z. B. bezüglich der Zischlaute und der „emphatischen“ Laute¹⁾. Aber an der innern Einheit dieser Sprachengruppe ist ein Zweifel nicht mehr möglich.

Anders liegt die Sache bei den Hamitensprachen. Hier ist die Zugehörigkeit gewisser Sprachen zu dieser Gruppe noch nicht allgemein anerkannt, ja es ist nicht einmal sicher, ob wir es hier mit einer oder mit mehreren Sprachgruppen im Sinne der andern flektierenden Sprachen zu tun haben.

Sicher ist, daß die verschiedenen Berbersprachen von Südmarokko bis zur Oase Siwah an der Grenze Ägyptens unter sich verwandt sind. Sogar der Wortschatz stimmt z. T. heute noch überein, vgl. Schilh *tamart*, Siwah *timart* „Bart“, Schilh *yen*, Siwah *ġin* „eins“, Schilh und Siwah *sin* „zwei“, Schilh *nta*, Siwah *nitta* „er“, Schilh *tafukt*, Siwah *itfuet* „Sonne“, Schilh *izan*, Siwah *eisem* „Fliege“, Schilh *alim*, Siwah *lum* „Stroh“, Schilh und Siwah *aman* „Wasser“ usw.²⁾.

Auch kann man die Zugehörigkeit der Berbersprachen zu den flektierenden Sprachen nicht bestreiten. Man vergleiche die oben³⁾ angeführten Plurale und die folgenden Verbalformen im Schilh. Man bildet hier von demselben Stamm die zwei „Tempora“ *rēr-ay* und *rūr-ay* „ich gebe (gab) zurück“ oder *efay* und *ufiy* „ich finde (fand)“. Das grammatische Genus ist vollständig entwickelt.

¹⁾ Vgl. S. 56.

²⁾ E. Zyhlarz legt deshalb Gewicht darauf, daß es sich im Berberischen nicht um mehrere Sprachen, sondern um Dialekte einer Sprache handelt. Z. f. Eg. Spr. Bd. XXII, S. 1.

³⁾ s. S. 17.

Aber bei den übrigen „Hamitensprachen“ ist die Verwandtschaft nicht immer so klar.

Das Ägyptische wollte man früher überhaupt nicht als flektierende Sprache gelten lassen. Neuerdings wird es von hervorragenden Sachkennern zu den Semitensprachen gerechnet¹⁾, während mir seine Zugehörigkeit zu den Hamitensprachen handgreiflich zu sein scheint²⁾. Dieses Schwanken hat u. a. seinen Grund darin, daß die ägyptische Schrift die Vokale meist unberücksichtigt läßt, so daß es schwer ist, den Vorgang des innern Vokalwechsels zu belegen³⁾.

Leo Reinisch nahm an, daß die übrigen Sprachen des nordöstlichen Afrika in näherer oder fernerer Beziehung zu den Hamitensprachen stehen, selbst Sprachen wie das Nuba und das Kunama⁴⁾, die das grammatische Geschlecht nicht haben. Mir scheint es dagegen zweifellos, daß man hier trennen muß und trennen kann zwischen den nichtflektierenden Sprachen der Sudanneger und den Sprachen der Kuschiten, die ich als hamitisch ansehe und für verwandt mit dem Ägyptischen und den Berbersprachen halte. Sicher kann die historische Sprachforschung ihre bewährten Methoden beim Ägyptischen anwenden, aber nicht nur da. Die uns erhaltenen libyschen Inschriften zeigen trotz ihrer Dürftigkeit doch, daß ihre Sprache den heutigen Berbersprachen verwandt ist⁵⁾. Wahrscheinlich gehörte auch die Sprache von Meroe zu den Hamitensprachen⁶⁾. Wir haben es hier aber noch mit Sprachen zu tun, die weiter abstehen, entweder weil sie eine ältere Stufe der Sprachgeschichte darstellen, oder weil sie stärker mit fremdem Sprachgut durchsetzt sind, oder aus beiden Gründen.

1) Vgl. Erman, Das Verhältnis des Ägyptischen zu den semitischen Sprachen.

2) Während das ägyptische Zahlwort mit den semitischen Zahlen wenig Übereinstimmung zeigt, vgl. Sethe, Von Zahlen und Zahlworten etc., sind die Anklänge an das Hamitische gar nicht zu übersehen, vgl. Ägypt. *fdw* „vier“, Hausa *fu'du*, Galla *afür*, Bedaue *fadig*, Somali *afár* usw. Selbstverständlich ist eine solche Einzelbeobachtung nicht beweisend, sie dient hier nur zur Erläuterung. Für einen eingehenden wissenschaftlichen Nachweis vgl. E. Zyhlarz, Z. f. Eg. Spr. Bd. XXIII.

3) Doch ist der innere Vokalwechsel im Koptischen zweifellos vorhanden, vgl. auch Sethe, Die Vokalisation des Ägyptischen.

4) Die sprachliche Stellung des Nuba. Wien. 1911, ferner: Das persönliche Fürwort und die Verbalflexion in den cham.-sem. Spr. Wien. 1909.

5) Vgl. Meinhof, Libysche Inschriften.

6) Vgl. Z. f. Eg. Spr. Bd. XII, S. 13—16; ferner E. Zyhlarz, Das meroitische Sprachproblem.

Dahin gehören die Sprache der Hausa im westlichen Sudan, die der Muzgu im zentralen Sudan und die oft als „nilotisch“ bezeichneten Hamitensprachen in Ostafrika. Letztere sind von den „nilotischen“ Sudansprachen, mit denen sie vielfach Sprachgut ausgetauscht haben, sorgsam zu unterscheiden. Das grammatische Geschlecht ist hier ein brauchbares Kriterium¹⁾. Diese „nilotischen“ Hamitensprachen weichen von den Sprachen der Kuschiten stark ab, obwohl ein Zusammenhang doch nachweisbar ist.

Zu den Hamitensprachen rechne ich auch noch die Sprache der Hottentotten in Südafrika trotz ihrer Durchsetzung mit fremdem Sprachgut, das wahrscheinlich den Buschmannsprachen entstammt.

Alle diese Sprachen sind bisher schon mit mehr oder weniger Bestimmtheit zu den Hamitensprachen gerechnet worden, wobei es allerdings auch an lebhaftem Widerspruch nicht gefehlt hat.

Wir haben es aber in Afrika noch mit weiteren Sprachformen zu tun, die mit den Hamitensprachen in einem viel loseren und entfernteren Zusammenhang zu stehen scheinen. Hierher gehört zunächst das Ful im westlichen Sudan. Mit den eigentlichen Hamitensprachen kann man es nicht auf gleiche Stufe stellen, da es erst auf der Grenze der flektierenden Sprachen steht. Ich habe deshalb den Ausdruck „protohamitisch“ vorgeschlagen, der aber noch der Rechtfertigung bedarf.

Mit dem Ful sind aber sicher weitere Sprachformen in Afrika verwandt, die wir gewiß nicht als hamitisch, sondern höchstens als praehamitisch bezeichnen könnten, da sie nicht als flektierende Sprachen anzusehen sind. Hierher rechne ich die Klassensprachen von Kordofan und die Bantusprachen. Wir werden später sehen, worin ihre Verwandtschaft mit dem Ful besteht, und inwiefern man sie in Beziehung zu den Hamitensprachen setzen kann²⁾.

Mag man nun diese „Hamitensprachen“³⁾ als eine Gruppe ansehen oder sie mehreren selbständigen Gruppen zuweisen, das ist jedenfalls

¹⁾ So auch Westermann, *The Shilluk People*, S. 33ff. Anders F. Müller, *Dinka und Bari*, Grundriß Bd. I, 2. S. 81ff.

²⁾ Vielleicht handelt es sich aber nur um eine sehr alte Berührung beider Sprachgruppen und nicht um Verwandtschaft. So Zyhlarz.

³⁾ Was den Ausdruck „Hamitensprachen“ anlangt, so lehnt er sich wie der Ausdruck „Semitensprachen“ an die Namen der Söhne Noahs, Sem, Ham und Japhet, an. Der Name japhetitische Sprachen ist zwar vorgeschlagen, aber nicht recht in Gebrauch gekommen, und man sagt dafür lieber indogermanische Sprachen. Ich bezweifle aber, daß die drei Namen von dem Schreiber der Völkertafel Gen. 10 als sprachliche Bezeichnungen gemeint waren. Ich

sicher, daß wir unter ihnen flektierende Sprachen finden, und zwar z. T. in sehr ursprünglicher Form und vielleicht in irgend welchem Zusammenhang mit nichtflektierenden Sprachen. Trotz ihrer starken Vermischung mit fremdem Sprachgut bieten sie uns also vielleicht doch eine sehr erwünschte Gelegenheit, in sehr alte Sprachformen hineinzuschauen und so in lebendiger Gegenwart sprachliche Vorgänge zu studieren, die für die Sprachen der Indogermanen und Semiten in unerreichbar ferner Vergangenheit liegen.

4. Die Entstehung von Bildungselementen.

Wenn von einem Wortstamm, der einen bestimmten Begriff ausdrückt, neue Formen mit abweichender Bedeutung gebildet werden, so kann das auf sehr verschiedene Weise geschehen. Zwei Bildungsarten scheinen mir aber prinzipiell verschieden zu sein. Bei der ersten fügt man zu einem Wortstamm einen oder mehrere andere selbständige Wortstämme hinzu, und aus der Verbindung dieser Stämme entsteht dann der neue Begriff. Bei der zweiten Bildungsart fügt man dem Stamm Bildungselemente hinzu, die ohne solche Verbindung mit einem Stamm nicht vorkommen, die also, wenn sie allein ständen, bedeutungslos sein würden, die aber die ursprüngliche Bedeutung eines Wortstammes, dem sie angefügt werden, in bestimmter Weise verändern¹⁾.

Die erste Bildungsart ist die in isolierenden Sprachen übliche, z. B. im Ewe. Der Begriff „erzählen“ wird hier zerlegt in „sagen“ und glaube, daß ihm vielmehr die drei großen Rassen, die weiße, die gelbe und die schwarze, vorgeschwebt haben. Vgl. die Sprachen der Hamiten, S. VIII.

„Hamitensprachen“ wären also eigentlich die Sprachen der Neger. Aber die Bezeichnung „Hamiten“ ist dann auch auf die nur wenig oder gar nicht angeregten Nordafrikaner übertragen, umgekehrt wie der Deutsche unter „Mohren“ die Schwarzen versteht, während der Name von den Mauren abstammt, die gewiß nicht schwarz sind. Ich bin also von der Unrichtigkeit der Namen „semitisch“ und „hamitisch“ in dem landläufigen Sprachgebrauch, dem ich gefolgt bin, überzeugt. Aber da die Namen eingebürgert sind, scheint es mir unschädlich zu sein, sie beizubehalten, wenn man sie nur richtig versteht. Ich bezeichne also einstweilen mit „hamitisch“ die nichtsemitischen flektierenden Sprachen Afrikas, wie sie zumeist von hellfarbigen Menschen kaukasischer Rasse gesprochen werden.

¹⁾ s. S. 14ff.

„lehren“. „Er sagte die Geschichte, lehrte den Knaben“ würde die wörtliche Übersetzung eines Ewesatzes sein, den wir im Deutschen wiedergeben durch den Satz: „Er erzählte dem Knaben die Geschichte“. In ähnlicher Weise zerlegt der Ewemann „bringen“ in „nehmen“ „kommen“ „geben“, denn diese drei Tätigkeiten liegen in dem Begriff „bringen“. Im Deutschen gibt es z. B. für „bezahlen“ keinen einfachen Wortstamm. Man bildet das Wort von *zahlen* durch die Vorsilbe *be-*, die allein nichts mehr bedeutet, aber nun mit dem Verbum verbunden aus *zahlen bezahlen* macht. Im älteren Deutsch bildete man Kausativa von Stammverben mit dem Suffix *-jan*. Auf dieser Bildungsweise beruhen Formen wie *fällen* von *fallen*, *schwemmen* von *schwimmen*, *senken* von *sinken* usw. Dieses *-jan* existiert nicht als selbständiges Wort, es hat nur die Wirkung, die Bedeutung des Stammes in das Kausativum zu verändern. Ähnlich bildet man noch heute Verkleinerungsworte beim Verbum mit der Endung *-eln*, z. B. *lächeln*, *tänzeln*, *liebeln* usw.

Im Semitischen kann man von den meisten Verbalstämmen abgeleitete Verba bilden, ähnlich den alten deutschen Kausativen auf *-jan*, z. B. im Hebräischen mit dem Präfix *hi-* kausative, mit dem Präfix *n-* passive, mit dem Präfix *hit-* reflexive Stämme. Auch hier bedeuten diese Präfixe losgelöst vom Stamm nichts, sondern sie sind nur in bestimmter Funktion in Verbindung mit dem Verbum bekannt. Ähnlich bildet man im Bantu mit Hilfe von Suffixen von einem Verbum sehr viele abgeleitete Verba, z. B. von Zulu *-bona* „sehen“, *-bonela* „für jmd. sehen“, *-bonisa* „sehen machen“, *-bonana* „sich gegenseitig sehen“, *-bonagala* „erscheinen“ usw. Auch hier haben die Suffixe vom Stamm losgelöst keine selbständige Bedeutung.

Ganz anders und dem Ewe ähnlich verfährt man im Nubischen. Hier bildet man freilich auch vom Stamm abgeleitete Verba, z. B. mit den Suffixen *ag*, *tir*, *bū*, aber diese Suffixe sind heute noch selbständige Verba: *ag* „sitzen, bleiben“, *tir* „geben“, *bū* „sein“. Diese Bildungsweise ist also von der des Deutschen, des Hebräischen und des Zulu ganz verschieden und fällt mit der des Ewe im wesentlichen zusammen.

Natürlich kann man auch in agglutinierenden und flektierenden Sprachen mehrere Verba benutzen, um einen neuen Begriff auszudrücken, wie wenn wir im Deutschen das uns fehlende Kausativum von *sterben* ausdrücken durch *sterben lassen*¹⁾. Der Unterschied der

¹⁾ Während in den obigen Ewe-Beispielen die Verba, die zu einem Begriff verschmelzen sollen, koordiniert sind, ist hier *sterben* subordiniert. Der Vorgang ist also nur ähnlich, nicht identisch.

Sprachen beruht aber vor allem darin, daß das Ewe neue Begriffe nur durch Zusammenfügung von Wortstämmen bilden kann¹⁾, während die agglutinierenden und flektierenden Sprachen außerdem durch Bildungselemente neue Stämme vom Wortstamm entstehen lassen.

Die Frage liegt nahe: Wie sind diese Bildungselemente entstanden?

Wir können schon im Ewe beobachten, wie einzelne, besonders häufig verwendete Stämme auf dem Wege sind, zu Bildungselementen zu werden. Wenn man z. B. von *ade* „sechs“ und *a-de* „eins“ bildet *adeḍe* „sieben“, so wird diese dialektisch noch vorkommende Form zu *adre* zusammengezogen. Dabei wird *ḍ* wegen des vorhergehenden *d* zu *r*. In ganz ähnlicher Weise tritt *-de* „einer, irgend einer“ an Verba und verschmilzt mit ihnen, so daß aus *kpe* „zusammenlegen“ *kpele* „und, mit“ über **kpeḍe* entsteht²⁾. Es ist tatsächlich ein Zusammenfügen zweier Wurzeln, aber die zweite Wurzel ist dabei in ihrer Bedeutung so verblaßt, daß man sie nicht mehr als selbständige Wurzel empfindet, sie nähert sich bereits der Funktion eines Bildungselements.

Ähnliches läßt sich sogar noch in flektierenden Sprachen beobachten. So wird im Deutschen das früher selbständige Wort *heit* „Art und Weise“ zum Suffix, das Abstrakta bildet. Dies Suffix ist also eigentlich ein veraltetes selbständiges Nomen, z. B. in *Schönheit*, *Reinheit*³⁾.

Das Hebräische hängt im Perfektum zum Ausdruck der 2. Pers. Sing. *-tā*, zum Ausdruck der 2. Pers. Plur. *-tem* an den Stamm. Dieses *-tā*, *-tem* findet sich noch in dem Pronomen *attā* < **an-tā* „du“ und *attem* < **an-tem* „ihr“. *-tā* und *-tem* sind zwar als selbständige Worte nicht mehr vorhanden, aber man ersieht doch die Entstehung des Suffixes aus dem Pronomen.

Ähnlich lassen sich noch andere Bildungselemente auf selbständige Stämme zurückführen, also auf eine Bildungsweise, die letzten Endes mit der der isolierenden Sprachen verwandt ist.

Wenn im Französischen *je*, *tu*, *il* nur in Verbindung mit dem Verbum erscheinen, so sind sie tatsächlich Präfixe, deren Entstehung aus selbständigen Worten keiner weiteren Erörterung bedarf. Sehr ähnlich liegt die Sache im Bantu.

Es findet sich im Hebräischen das Pronomen *ʾānī* „ich“, gleich-

¹⁾ Doch vgl. S. 30.

²⁾ Vgl. Westermann, Ewe-Grammatik, S. 21 ff.

³⁾ Weitere Beispiele bei Jespersen, Die Sprache, S. 360 ff.

lautend mit dem des hamitischen Somali *ani-ga*¹⁾. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß beides zusammenhängt. Vielleicht ist auch das Bantupräfix *ni-* „ich“ damit verwandt. Aber im Bantu ist *ni-* nicht mehr selbständiges Wort, sondern es erscheint stets in Verbindung mit dem Verbum²⁾. Das Pronomen absolutum der 1. Pers. Sing. lautet ganz anders. In manchen Bantusprachen ist *ni-* so fest mit dem folgenden Wort verbunden, daß es nur noch hypothetisch erschlossen werden kann, z. B. im Konde: *mbele* „ich habe gegeben“ < **ni-phēle* von *-pha* „geben“, im alten Suaheli: *phete* „ich habe bekommen“ < **ni-patile* > **mphete* von *-pata* „bekommen“.

Ähnlich steht es mit dem Präfix *ja-* als Ausdruck der 3. Pers. Sing. Im Somali erscheint *ja* als selbständiges Wort zur Hervorhebung des Subjekts, wird aber auch hier für die 3. Pers. beim Verbum gebraucht, z. B. *ja-gan* „er weiß“, vgl. *ja* im Hausa in gleicher Funktion neben *ši*. Im Bantu ist *ja-* (*a-*) nur Präfix zum Ausdruck des Singulars der Menschenklasse vor dem Verbum, z. B. Suah. *a-me-ku-fa* „er (der Mensch) ist gestorben“. Im Arabischen ist *ja-* (*ya-*) Präfix der 3. Pers. Sing. im Imperfekt, z. B. *ja-qtulu* „er wird töten“. Wenn sich erweisen sollte, daß diese Formen zusammengehören, was ich für möglich halte, sind sie gute Beispiele für das Entstehen von Bildungselementen aus selbständigen Wurzeln.

Dabei erfahren diese Bildungselemente mancherlei Verkürzungen, Assimilationen und andere lautliche Veränderungen. Wir sahen, daß sich *-de* im Ewe unter dem Einfluß des vorhergehenden Lautes zu *-re* und *-le* wandelt. Wo es vor sich einen andern Vokal als *e* hat, nimmt es diesen Vokal ebenfalls an, z. B. *dà* > *drà*, *fò* > *flò*, *dó* > *dró* usw.³⁾. Wir sahen auch, daß im Suaheli altes *ja* meist zu *a* wurde, daß *ni-* im Konde vor Labialen zu *m-* wurde usw. Auch unser deutsches *-heit* ist in vielen Fällen zu *-keit* geworden, z. B. *Munterkeit*, *Müdigkeit*.

Eine besondere Form der Verstümmelung ursprünglich selbständiger Wurzeln bei ihrer Verwendung als Bildungselement ist die Veränderung und Verkürzung der Verdoppelungen der Stämme. „Immerfort lachen“ heißt im Suaheli *-tžekatžeka* von *-tžeka* „lachen“. Man wiederholt den ganzen Stamm, um auszudrücken, daß die Tätigkeit

¹⁾ *-ga* ist eine Form des männlichen Artikels.

²⁾ Mir ist bekannt, daß im Suaheli die sonst mit dem Verbum verbundenen Pronomina selbständig gebraucht werden, um das Verbum „sein“ in manchen Formen auszudrücken.

³⁾ Vgl. Westermann, Sudansprachen, S. 31.

öfter ausgeübt wird. Ähnlich wiederholt man den Wortstamm im Nama, z. B. *gō-gō* „genau zusehen“ von *gō* „sehen“¹⁾. Häufig hat die Verdoppelung hier kausative Bedeutung, z. B. *//gam-//gam* „erzählen machen“ von *//gam* „erzählen“²⁾.

Aber man wiederholt nicht immer den ganzen Stamm. So bildet man im Suaheli von *-enda* „gehen“ *-enenda*³⁾. Ähnlich bildet das Hebräische von *qām* „aufstehen“ die Intensivform *qōmēm* mit Verdoppelung des Schlußkonsonanten. Das ist Ersatz für die vollständige Verdoppelung. In semitischen Sprachen ist die Verdoppelung des zweiten Radikals in Formen wie *qittēl* vom Stamm *qātal* sehr häufig. Das Indogermanische hat unvollständige Verdoppelungen in manchen Präsensformen, z. B. griech. *didaskō*, vgl. Brugmann a. a. O. § 683, sehr häufig aber Verdoppelungen zum Ausdruck des Perfekts, z. B. Lateinisch *spondeo* von *spondeo* „ich gelobe“, *steti* von *sto* „ich stehe“, Griechisch *pepheuga* von *pheugō* „ich fliehe“. Gotisch *haihait* von *haitan*, *haihald* von *haldan*, *fraifrais* von *fraisan* „versuchen“, *gaigrot* von *gretan* „weinen“.

Wie der Laut des ursprünglichen Stammes sich ändert bei seinem Übergang zum Bildungselement, so auch die Bedeutung.

So wird in der isolierenden Ewesprache das Wort *fe* „Platz“, das noch in dieser Bedeutung lebendig ist, z. B. in *nu-da-fe* „Ding-koche-Platz“ „Küche“ als Ausdruck des Genitivs gebraucht, z. B. *ame fe xo* „Mensch-Platz-Haus“ bedeutet „das Haus des Menschen“, *esia ene ame la fe tohehe* „dies ist des Menschen Strafe“.

Im Suaheli wird *-ku-*, das eigentlich Ortsbezeichnung ist, zum Zeichen des Infinitivs, ähnlich wie im Deutschen *zu*, im Englischen *to*, im Französischen *à*.

Im Ful endigen die Bäume auf *-ki*, z. B. *lek-ki* „Baum“, im Gola (Liberia) bezeichnet *ke-* „Bäume, Gegenstände aus Holz, Werkzeuge“⁴⁾, im Bantu ist *ki-* regelmäßig Präfix der Werkzeugklasse. Da die ersten Werkzeuge sicher aus Holz gemacht sind, ist der Übergang verständlich.

Im Ful haben die Namen der Flüssigkeiten das Suffix *-am*, im Bantu das Präfix *ma-*. Daß beides verwandt ist, ist heute nicht mehr zweifelhaft. Beide erinnern an das hamitische Wort *aman* „Wasser“, das vielleicht damit zusammenhängt. Hier liegt der Übergang von

¹⁾ Vgl. Dempwolff, Nama S. 62.

²⁾ Ebenda S. 97. Hierbei wird die Tonhöhe geändert, vgl. unten S. 51.

³⁾ < **endenda* nach bekanntem Dissimilationsgesetz.

⁴⁾ Vgl. Westermann, Die Golasprache, § 47.

der speziellen Bedeutung „Wasser“ in die allgemeine „Flüssigkeit“ nahe. Man benutzt aber im Bantu das Präfix *ma-* auch, um doppelte Dinge zu bezeichnen, z. B. „Augen“, „Ohren“, „Hände“. Nun gibt es im Galla einen Stamm *lamma* „zwei“. Vielleicht ist dieses *ma-* aus einem verstümmelten *lamma* oder einer ähnlichen Form entstanden. *ma-* ist aber heute im Bantu nicht mehr nur Dualis, sondern auch Pluralis.

Ein viel gebrauchtes Präfix im Bantu *vu-* bezeichnet Abstrakta. Es wird aber auch für Ländernamen gebraucht, z. B. Suaheli *U-laya* „Europa“, *U-ganda*¹⁾. Das scheint den Weg zu zeigen, wie die Form entstand. Vermutlich bezeichnete *vu-* ursprünglich das Land²⁾, dann die Art und Sitte des Landes und schließlich allgemein die Weise, wie z. B. *u-baya* „Schlechtigkeit“, *u-zuri* „Schönheit“.

Aber die Entstehung der Bildungselemente aus selbständigen Wurzeln oder Stämmen ist nicht die einzige. Jespersens Kritik dieser Ansicht ist vollkommen berechtigt³⁾. Wie die Pluralendungen *-en* und *-er* im Germanischen nicht selbständige Wurzeln darstellen, sondern Teile des Stammes waren, und dann auch übertragen wurden auf Worte, die ein stammhaftes *n* oder *r* nicht enthielten, so wird ähnliches in andern Fällen geschehen sein⁴⁾.

Das Bantu hat z. B. ganz allgemein das Wort *nama* „Tier, Fleisch“, das auch in Hamitensprachen wiederkehrt, z. B. Hausa *nāma* „Tier, Fleisch“, Ful *nama* „essen“. Das Wort geht im Bantu nach der *ni*-Klasse und wäre also zu zerlegen in das Präfix *ni-* und den Stamm **-ama*. Aber das ist eine rein philologische Konstruktion, denn nach den Hamitensprachen gehört *n* ja zum Stamm, und ein vokalisches

1) Nach Suahelilautgesetz wird urspr. *vu* > *u*.

2) Darf man hierbei an Ägyptisch *by* „Ort“ denken? Jedenfalls wird nach E. Zyhlarz auch hier *by* verwandt, um Abstrakta zu bilden, vgl. *by nfr* „Gutes, Schönes“, *by mux* „Vortreffliches“, *by ikr* „Trefflichkeit“ usf.

3) „Die Sprache“ S. 366ff.

4) Jespersen nennt diesen Vorgang „Ausscheidung“ a. a. O. S. 370ff. Er führt als Beispiel an engl. *ox* < urspr. *oxen* und andere Worte mit stammhaftem *n*, das im Plural beibehalten ist, ferner *lämmer*, *rinder* mit urspr. stammhaftem *r*, das im Plural erhalten ist. Ferner gibt er S. 373ff. gute Beispiele für „Suffixerweiterung“, wie *-tier* in Franz. *café-tier*, das durch *lait-ier* und ähnliche Worte mit stammhaftem *t* entstanden ist. So auch deutsches *-ling*, in *Schwächling*, *Feigling*, das sich aus Worten wie *Edel-ing* gebildet hat. S. 374 beschreibt er den Vorgang der „Suffixansteckung“, wobei neue Suffixe mit neuer Funktion entstehen, z. B. *-onalis* in *meridionalis*, das nach *septentrion-alis* von *septem triones* gebildet ist, als wäre *-onalis* ein Suffix, um Himmelsrichtungen zu bezeichnen.

anlautender Stamm ist im Bantu ohnehin ungewöhnlich. Aber in Anlehnung an *nama* „Tier“ sind im Bantu die meisten Tiernamen mit dem Präfix *n-*, **ni-* gebildet¹⁾.

So ähnlich ist es wahrscheinlich mit dem Bantuwort *muntu* „Mensch“, das wir grammatisch zerlegen in das Präfix der Menschenklasse *mu-* und den Stamm *-ntu*. Aber auch hier bietet sich Hausa *mutum* „Mensch“ als sehr ähnlich lautende Form, wobei *mu-* aber nicht Präfix ist, sondern zum Stamm gehört. Außerdem ist ein Stamm, der mit *nt* beginnt, im Bantu ganz ungewöhnlich²⁾. Also wird auch hier das *mu-* ursprünglich stammhaft sein, und die andern Worte, die im Bantu nach der Menschenklasse gehen, haben dann in Anlehnung an *muntu* das Präfix *mu-* angenommen³⁾.

Sehr instruktiv ist es für Untersuchungen über die Entstehung der Präfixe, daß im Bantu Fremdworte oft der Klasse zugewiesen werden, zu der sie nach ihrem Anlaut zu gehören scheinen. Die erste Silbe wird dann als Präfix behandelt. So bildet man im Suaheli von dem aus dem Arabischen stammenden Wort *kitabu* „Buch“, obwohl hier das *k* urspr. stammhaft ist, die Mehrzahl *vi-tabu*, als wenn *ki-* Präfix und *-tabu* Stamm wäre, ebenso *u-akati*, pl. *n-akati* „Zeit“ von arab. *yaqt*, Duala *ma-naya* „Kriegsschiff“ von englisch *man o'war*, Venda *mu-neri* „Missionar“ von *mijnheer*, und davon sogar die Verkleinerungsform *ku-neri*, Nyamwezi *ka-lumbeta*, pl. *tu-lumbeta* von dem romanischen Wort „Trompete“, wobei der Singular natürlich das Spätere ist⁴⁾, ferner Zaramo *lu-pija*, pl. *mhiya* „die Rupie“⁵⁾.

Überraschend ist hier die Sicherheit, mit der bei der Bildung des Plurals, des Deminutivs, der Abstrakta ein Präfix durch ein anderes ersetzt wird. So z. B. Venda *lu-fanga*, pl. *phanga* „Messer“, *k'u-p'anga* „kleines Messer“, *baŋga*⁶⁾ „großes Messer“; *lu-kunɪ*, pl. *khunɪ* „ein Stück Holz“, *k'u-k'unɪ* „Hölzchen“, *gunɪ*⁷⁾, pl. *ma-k'unɪ* „ein großes Stück Holz“; Schambala *ki-lezu*, pl. *vi-lezu* „Kinn“, *ndezu* „Bart, Schnurrbart“, *lu-dezu*, pl. *ndezu* „einzelnes Barthaar, Kinnbart“.

¹⁾ *ni* erscheint dann auch als Pronomen, z. B. Duala *ni naka* „die Kuh“.

²⁾ Bourquin nimmt an, daß *nt* hier aus *it* entstanden ist. Z. f. Eg. Spr. Bd. XXIII, S. 199 ff.

³⁾ Den „klassenbildenden Trieb“ verfolgt Jespersen im Indogermanischen a. a. O. S. 375 ff., wobei die vielen Tiernamen des Griechischen auf ξ besonders merkwürdig sind.

⁴⁾ *ka-*, pl. *tu-*, ist Präfix der Deminutiva im Nyamwezi.

⁵⁾ *lu-* hat im Plural das Präfix *ni*, *ni-* + *p* > *mh* nach Zaramolautgesetz.

⁶⁾ aus Urbantu *li-paŋga*.

⁷⁾ aus Urbantu *li-kunɪ*.

madezu „Bartflechte an Bäumen“, *dezu* (< **li-dezu*), pl. *ma-dezu* „Bart des Mais“. (Die Lautveränderungen im Stamm vollziehen sich gesetzmäßig.) Dieser Präfixwechsel ist analog der Bildungsweise der Adjektive, deren Präfix sich nach dem des Substantivs richtet, zu dem sie gehören.

Die Bildungselemente sind also z. T. veraltete selbständige Stämme, z. T. verstümmelte Stämme. Dabei können Stamm und Affix verschiedene Stämme sein, oder es kann der Stamm zweimal gesetzt werden, wobei seine verstümmelte Form als Affix behandelt wird. Es tritt dann ein Bedeutungswandel des zum Affix gewordenen Stammes ein vom materiellen Wort zur Funktion. Manche Affixe sind aber nicht aus selbständigen Stämmen entstanden, sondern analog vorhandenen Wörtern aus Teilen ihres Stammes gebildet.

Wir sehen, daß ein Zusammenhang zwischen allen diesen Bildungsweisen besteht, dabei sind aber die so entwickelten Affixe etwas grundsätzlich anderes als die Stämme der isolierenden Sprachen.

5. Tonhöhe und Druckstärke¹⁾.

Indem die Sprache zur Anwendung von Bildungselementen schreitet, schafft sie lange Worte, bei denen die Atemverteilung geregelt werden muß. Das nötigt uns, über die Druckstärke und die oft damit in Beziehung stehende Tonhöhe der Silben zu sprechen.

Die experimentelle Phonetik hat uns gelehrt, daß die objektive Feststellung der Druckstärke so schwer ist, daß sie mit den gegenwärtigen Hilfsmitteln nicht gelingen will. Die Ursache ist die Kompliziertheit dieser Erscheinung. Wir irren uns, wenn wir glauben, hier einen einfachen Vorgang zu beobachten. Die Druckstärke verändert in vielen Fällen die Artikulation der Konsonanten sowie die Klangfarbe und die Dauer der Vokale. Sie kann mit einer Erhöhung und Vertiefung der Tonhöhe verbunden sein. Alle diese verschiedenen Wahrnehmungen verbinden wir meist völlig unbewußt zu der einen Vorstellung der Druckstärke, die wir in der Regel „Betonung“ nennen.

Im Gegensatz dazu ist die Veränderung der Tonhöhe ein durchaus einfaches Phänomen, dessen Beobachtung nur insofern schwierig

¹⁾ Vgl. Meinhof, *Musikalischer Ton und Stärkeakzent*. Indogerm. Forschungen Bd. LI p. 181—195.

erscheint, als nicht jeder angeben kann, in welcher absoluten Tonhöhe eine Silbe gesprochen wurde, oder in welchem Intervall sich die Stimme bewegt hat. Eine solche Angabe, die rein theoretischen Wert hat, ist ja aber für das Sprechen und Verstehen nicht nötig. Man braucht auch nicht musikalisch zu sein, um den Unterschied der Tonhöhe wahrzunehmen. Jeder, auch der Unmusikalische, unterscheidet sicher, ob man etwa: „So!“ oder „So?“ ausspricht, und doch liegt der Unterschied lediglich in der Verschiedenheit der Tonhöhe. Was unmittelbar unser Gefühl anregt in der Rede des andern, ist ja gerade die musikalische Bewegung der Stimme, und ihre Wirkung ist so stark, daß gänzlich gleichgültige Worte uns erschüttern können, wenn sie in einem bestimmten Tone¹⁾ gesagt werden. Und umgekehrt können die gewaltigsten Worte uns kalt lassen und geradezu lächerlich klingen, wenn sie in langweiligem, gleichgültigem Tone ausgesprochen werden.

Die Tonhöhe verfehlt ihre Wirkung selbst da nicht, wo die Worte im übrigen nicht genau gehört werden, z. B. am Telefon oder beim Phonographen. Spricht man mit unmündigen Kindern oder mit Tieren, so macht man von bestimmten Modulationen der Stimme reichlichen Gebrauch; man wendet oft schmeichelnde oder lockende Tonfolgen an. Man wird nach der Art des Tieres die Tonhöhe wählen und sie ihr nach Möglichkeit anpassen, indem man zum Geflügel in hohen, zu Schweinen in tieferen Tonlagen spricht. In der Kindersprache behält man diese Unterschiede der Tonhöhe auch bei, wenn das Kind bereits sprechen kann. Die Benennung der Vögel in der Kindersprache pflegt hoch, die für Kühe und große Hunde tief zu sein. Auch erzählt man von großen, drohenden Menschen und Dingen mit tiefer, von kleinen, niedlichen mit hoher Stimme. Wir dürfen also annehmen, daß Unterschiede der Tonhöhe ein uraltes Erbgut der menschlichen Sprache sind, und da der Vorgang in sich einfach ist, kann er wie gesagt experimentell auch leicht festgestellt werden.

Freilich ist die Verwendung der Tonhöhe in der Sprache nicht überall die gleiche.

Ähnlich wie wir den Gebrauch der Tonhöhe in der Kindersprache und in den Lockrufen für Tiere finden, begegnet er uns wieder in den Sprachen von Zentral- und Südafrika, Ostasien und Neuguinea — Sprachen, von denen viele entweder wirklich isolierend sind oder den isolierenden nahe stehen. Hier haftet jeder Wurzel eine bestimmte

¹⁾ „in einem Tone!“ — Lessing, Emilia Galotti III, 8.

Tonhöhe an, die sie im Laufe der Rede im wesentlichen beibehält, wobei allerdings diese Töne sich durch Assimilation und Dissimilation gegenseitig beeinflussen können. Aber noch andere Unterschiede treten ein. Man wird z. B., je nachdem man in freudiger oder gedrückter Stimmung ist, seine Sätze tiefer oder höher intonieren¹⁾. Aber die Richtung der Tonbewegung bleibt doch im wesentlichen bei demselben Satz dieselbe. Außerdem hat oft auch die grammatische Stellung eines Wortes im Satz Einfluß auf seine Tonhöhe.

In europäischen Sprachen steht die Modulation der Stimme unter dem Einfluß des Sinnes, der dem Satz gegeben werden soll, oder des Gefühls, das zum Ausdruck kommen soll. Dabei spielen aber auch die Sprechgewohnheiten in den einzelnen Sprachen und Dialekten eine wichtige Rolle. Doch es ist hier nicht der Ort, sich darüber zu verbreiten²⁾.

Ein Unterschied der Druckstärke ist aber z. B. im Ewe kaum wahrzunehmen. Die Aufmerksamkeit bleibt allein auf die Tonhöhe gerichtet. Man darf dabei nicht vergessen, daß es sich hier im wesentlichen um einsilbige Worte handelt, die aneinander gereiht werden, und von denen jedes einen Begriff darstellt, der nicht übergangen werden darf und deshalb mit gleicher Stärke zu sprechen ist. Nur wo solche Worte beginnen, ihre Selbständigkeit zu verlieren, verschmelzen sie mit andern und verlieren ihre Druckstärke, wie wir im Ewe **kpede* > *kple*³⁾ beobachtet haben. Da aber hier auch die scheinbar mehrsilbigen Worte in der Regel aus einsilbigen lose zusammengefügt sind, ist kaum Gelegenheit geboten, einen Unterschied in der Druckstärke zu beobachten. Ich fand im Ewe, daß der Eingeborene bei solchen Zusammenfügungen, die man als ein Wort ansehen kann, der ersten Silbe etwas mehr Druck verleiht als den andern. Der Druck des Atems entläßt sich also rein mechanisch im Anfang am stärksten und läßt dann nach. Ähnliches kann man z. B. im Finnischen beobachten.

Wo nun aber eine Stammsilbe regelmäßig mit Präfixen und Suffixen in größerer Zahl verbunden wird, ergeben sich längere Worte, die eine begriffliche Einheit darstellen. Das ist dann eine neue Aufgabe für die Atemtechnik, denn jedes dieser langen Worte muß in einem Zuge gesprochen werden. Dabei wird die Betonung der ersten Silbe meist vermieden, auch wo sie bereits im Gebrauch war⁴⁾. Man

1) Vgl. Chr. Endemann, Der Tonfall in den südostafrikanischen Bantu-sprachen. *Vox* 1916. S. 161—175.

2) Vgl. meine Darlegungen in *Vox* 1918. S. 33—42.

3) s. S. 29.

4) Vgl. das Lateinische.

eilt in der Regel mehr dem Ende des Wortes zu und läßt den Druck auf der zweitletzten oder drittletzten Silbe ruhen. Wo die letzte Silbe den stärksten Druck erhält, ist das in vielen Fällen die Folge von Verkürzungen, wobei die ursprünglich letzte Silbe verschwunden ist, z. B. im Hebräischen und Französischen.

Mit diesem Vorgang beginnt etwas Neues in der Sprachgeschichte, die Herrschaft der Druckstärke. Ich nenne diese Art des Akzents, da er durch den Rhythmus des Sprechens langer Worte bedingt ist, „rhythmischen Akzent“.

Was hier vom Wort gesagt ist, wirkt sich noch stärker im Satze aus, denn man unterbricht die zusammenhängende Rede ja nicht nach jedem Wort, sondern spricht auch die Sätze in einem Zuge aus, soweit der Atem reicht. Auch dabei kann nun der Hauptdruck auf eine bestimmte Silbe gelegt werden, wie das besonders klar die Bezeichnung der hebräischen Vokale zum Ausdruck bringt, wo in „Pausa“ — so nennt man hier den Satzakzent — die letzte oder vorletzte betonte Silbe des Satzes stark gedehnten Vokal aufweist.

Aber die ganze Art des rhythmischen Akzents ist nicht die einzige Verwendung der Druckstärke.

In den Bantusprachen mit ihren durch Präfixe und Suffixe oft sehr lang gewordenen Worten geht jedenfalls diesem Vorgang ein anderer voraus, der sich in manchen Sprachen auch noch neben dem rhythmischen Akzent beobachten läßt, und das ist der folgende. Die Worte der agglutinierenden und flektierenden Sprachen bestehen aus Stamm und Bildungselementen, wobei der Stamm als die Substanz des Wortes, die Bildungselemente als das Akzidens anzusehen sind. Für das Verständnis ergibt sich dadurch die Notwendigkeit, diesen Stamm unter den Bildungselementen hervorzuheben. Das läßt sich in einer Reihe von Bantusprachen nachweisen, z. B. im Duala, wo der Stärkeakzent fest an der Stammsilbe haftet, gleichgültig wie weit sie vom Ende des Wortes entfernt ist, z. B. in *sibisabele*¹⁾ „für einen Zweck heruntergebracht werden“. Ich nenne das den „etymologischen Akzent“. Er beruht nicht auf einem Bedürfnis der Atmung oder einem rhythmischen Gefühl, sondern auf der logischen Unterscheidung von Wichtigem und Nebensächlichem, er ist also eine Schöpfung des Urteils²⁾.

¹⁾ Der Akut bezeichnet hier den Stärkeakzent. Die Silbe ist aber tieftonig.

²⁾ In den germanischen Sprachen hat der Akzent zunächst auf der ersten Silbe geruht. Da diese meist die Hauptsilbe ist, ist er heute zum Stammakzent geworden. Aber Ausnahmen wie „Urteil“, „Urlaub“ beweisen, daß das nicht ursprünglich ist.

Diese Art des Drucks stellt den stärksten Gegensatz dar zu der oben beschriebenen Art der musikalischen Betonung. Dort lag das Bedürfnis vor, das Wahrgenommene möglichst gut wiederzugeben, wobei wir die Wirkung auf das Gefühl nicht verkennen konnten. Hier handelt es sich um Ausdruck der Erkenntnis von dem verschiedenen Wert der Begriffe und des Willens, die Hauptsache hervorzuheben.

Auch dieser Akzent wird z. B. im Deutschen und Englischen im Satz reichlich angewandt, wo man durch die Stärke des Drucks jedesmal den Begriff bezeichnet, auf den es dem Redner im vorliegenden Fall ankommt, der in demselben Satz bei verschiedenen Gelegenheiten verschieden sein kann, z. B. „heute kam mein Freund“. Hier kann jedes Wort bei einer bestimmten Gelegenheit den Hauptnachdruck im Satz tragen. In anderen Sprachen, wie z. B. im Ewe und im Französischen, bedient man sich anderer Mittel, um den besonders wichtigen Satzteil hervorzuheben. Man fügt z. B. beim Subjektspronomen das absolute Pronomen hinzu, z. B. *moi je l'ai vu* „ich habe ihn gesehen“, Ewe *ñe la me-kpo-e*. Oder man wählt eine von der gewohnten abweichende Wortstellung oder eine Umschreibung, z. B. Ewe *me-va etsɔ* „ich kam gestern“, aber *etsɔ la meva* „ich kam gestern“, „gestern kam ich“, *c'est hier que je suis venu*.

Aber kehren wir zur Wortbetonung zurück.

Wir sehen hier, daß in den Bantusprachen sich sowohl der rhythmische wie der etymologische Akzent beobachten läßt. Einige Sprachen betonen die vorletzte, andere die drittletzte und andere, wie wir sahen, die Stammsilbe. Es gibt aber auch Sprachen, die sowohl den rhythmischen wie den etymologischen Akzent in demselben Wort haben. Man kann ja bei langen Worten auch zwei Druckakzente von verschiedener Stärke anwenden, ein Vorgang, der uns Deutschen in Worten wie *übersetzen* und *übersetzen* wohl bekannt ist. Es kommt aber nicht nur auf die größere oder geringere Stärke des Druckes an, sondern auch die Art des Druckes kann verschieden sein. In einem Fall kann eine besonders große Luftmasse von der Lunge ausgeatmet werden, in einem zweiten die Luft mit besonderer Schnelligkeit herausgestoßen werden. Von beiden zu unterscheiden ist dann noch die Dauer des Druckes. Diese an sich verschiedenen Vorgänge sind bisher meist zusammengeworfen worden, und daher ist man nicht immer zu sicheren Ergebnissen bei ihrer Beschreibung gekommen. Ich füge deshalb noch einige Beispiele hinzu.

Das oben angeführte Dualwort hat außer dem etymologischen

Akzent auf der ersten Silbe noch einen die Aussprache erleichternden Akzent auf der vorletzten; man könnte es also als *sibisabèle* auffassen, aber für das Ohr des Europäers ist der Akzent auf *bé* der stärkere. Auch sonst pflegt im Bantu der rhythmische Akzent die Silbe zu dehnen, während der etymologische sie kurz läßt, z.B. *Konde ináma* „Tier“ mit etymologischem Akzent auf der Stammsilbe *na* und mit rhythmischem auf dem Präfix *i*¹⁾.

Die Beobachtung des Stärkeakzentes wird nun noch dadurch erschwert, daß sich die Druckstärke in einzelnen Sprachen und Dialekten gewohnheitsmäßig mit einer bestimmten Tonhöhe, Hochtou oder Tieftou, verbindet²⁾, wodurch der Eindruck für das Ohr sehr verstärkt wird.

Nun steht die Druckstärke aber nicht bei allen Sprachen so fest wie im Deutschen. Deshalb ist ihre Beobachtung oft außerordentlich schwierig; man vergleiche nur das Schwanken der Druckstärke im Französischen, und man wird sich nicht wundern, wenn man auch in afrikanischen Sprachen, z. B. im Nubischen, im Bedaue, im Somali, nur langsam zu sicheren Ergebnissen kommen kann.

Soviel aber folgt aus dem Vorhergehenden, daß die Tonhöhe mit der menschlichen Sprache bereits gegeben ist. Ist sie doch schon in den Lauten zu beobachten, mit denen die Tiere sich locken. Die Einführung des Stärkeakzentes in die menschliche Rede muß erst in einer späteren Zeit sich vollzogen haben, und hier ist der etymologische Akzent, der ein Ausdruck des Urteils ist, als die höchste Leistung des menschlichen Sprachvermögens auf diesem Gebiet zu werten.

Wo nun der Druckakzent eine feste Stelle erhält, hat er oft zur Folge, daß die Vokale der nichtbetonten Silben flüchtig gesprochen werden und ganz verschwinden. Aber selbst die Vokale betonter Silben sind durch den Druck nicht unbedingt vor Verflüchtigung geschützt. Im Suaheli schwindet die Labialis *u* regelmäßig nach dem ebenfalls labialen *m*, und das geschieht sogar in der Akzentsilbe, z. B. in *m'ti* „Baum“, *-am'ka* „aufwachen“ usw.³⁾ Ja im Berberischen verschwinden die Vokale sogar zwischen stimmlosen Lauten wie z. B. in *f'k* „geben“ mit dem Akzent auf *f*⁴⁾. Unter dem Einfluß des

1) Vgl. Meinhof, Das Tšivenda. S. 654f.

2) Vgl. E. Sievers, Phonetik.⁵ 1901. § 668.

3) Man wird sich das so zu denken haben, daß das *m* der Akzentsilbe besonders lang gesprochen wurde und das folgende *u* dagegen an Druck verlor.

4) Hierbei sei daran erinnert, daß besonders starker Akzent zum Versagen der Stimme und damit zum Ausfall des Vokals führen kann.

Akzentes werden des öfteren auch Vokale diphthongisiert, also verändert¹⁾).

Die Sprachen aber, in denen die Wurzeln musikalische Töne haben, müssen die Vokale möglichst festhalten; außer ihnen können ja nur Nasale und andere stimmhafte Laute Träger musikalischer Töne sein. So wird Vokalreichtum wohl ein altes Erbgut der Sprache sein. Keine Sprache Afrikas ist so vokalarm wie die flektierenden Berbersprachen. Vokalarmut ist im allgemeinen nicht das Zeichen einer primitiven, sondern im Gegenteil einer fortgeschrittenen Sprache.

Die Gründe, warum die eine Art der Sprache die alte Sprechweise, die unter der Herrschaft des musikalischen Tons stand, beibehielt, während die andere dem Stärkeakzent Rechte einräumte, die den Lautbestand der Sprache stark veränderten, kennen wir nicht. Hier spielt doch wohl der Unterschied der geistigen Anlage und der Lebensweise des Volkes eine Rolle. Der Hirt, der zugleich Krieger und Räuber zu sein pflegt, tritt als befehlender, als Herr, dem ängstlichen, sich duckenden Hackbauern gegenüber, und seine Herrenart mit ihrem starken Willen prägt sich in seiner Sprache aus. So wird es nicht zufällig sein, daß die Herrenvölker in Afrika Sprachen sprechen, in denen die musikalische Betonung zurücktritt, in denen aber der Stärkeakzent zur Herrschaft gekommen ist.²⁾

6. Die Lautveränderungen im Wort.

Wir nehmen nach den bisherigen Darlegungen an, daß die Sprachen in der Regel ursprünglich reich an Vokalen waren. Wenn nun Bildungselemente an den Stamm treten und mit ihm zu einem Wort verschmelzen, dann bleiben ihre Vokale in vielen Fällen nicht unverändert — ein Beweis, wie eng sie sich mit dem Stamm verbinden. Wir sahen schon im Ewe, daß suffigiertes *-de* den Vokal des Stammes annimmt³⁾. Solche Assimilationen sind nun in agglutinierenden Sprachen sehr häufig. Jeder Kenner der Turksprachen und der

¹⁾ Vgl. Alfred Schmitt, Akzent und Diphthongierung. Heidelberg. Carl Winter. 1931.

²⁾ Vgl. Czermak, Zur Phonetik des Somali. WZKM. Bd. XXXI. S. 82—102.

³⁾ s. S. 30f.

finnisch-ugrischen Sprachen weiß, in welchem Umfang sie dort vorkommen.

Diese Assimilation kann unvollständig sein wie in türk. *e-lî* „seine Hand“ neben *yo-lú* „sein Weg“, oder vollständig wie in türk. *ew-lér* „Häuser“ neben *at-lár* „Pferde“, vgl. die Präsensstämme des Herero, z. B. *matu man-a* „wir vollenden“, *matu hit-i* „wir gehen hinein“, *matu mun-u* „wir sehen“. Die Assimilation kann ferner fortschreitend sein wie in den angegebenen Beispielen oder rückschreitend wie im Demonstrativum des Suaheli *ha-wa*, *hi-ki*, *hu-yu* etc. von den Stämmen *wa*, *ki*, *yu*.

In allen diesen Fällen hat der Stammvokal die Bildungselemente beeinflußt. Der Fall, daß der Stammvokal selbst durch die Bildungselemente verändert wird, soll uns später beschäftigen¹⁾.

Jedenfalls sind diese Assimilationen die Folge davon, daß Stamm und Affixe als zusammengehörig empfunden werden, und verstärken ihrerseits das Bewußtsein der Worteinheit.

Während rein vokalische Stämme der Sprache niemals fremd gewesen sein können und uns auch dauernd in der Kindersprache begegnen, ist das Vorkommen vokalloser Konsonanten, besonders wenn sie stimmlos sind, an sich nicht selbstverständlich²⁾. Daß ein Konsonant in der Regel eine Abstraktion ist, erhellt schon daraus, daß alle uns bekannten Schriftarten Wort- oder Silbenschriften sind. Nur einmal im Lauf der Geschichte ist der Mensch, soviel wir wissen, zur Konsonantenschrift gekommen — in Ägypten. Was hier im Prinzip gefunden war, aber noch mit allerlei historischem Ballast beschwert blieb, tritt rein in der hebräischen Schrift auf, von der dann die andern Buchstabenschriften abgeleitet sind, entweder direkt oder in Anlehnung an den neuen wunderbaren Gedanken³⁾.

Wir sahen, daß in primitiven Sprachen der musikalische Ton eine bedeutende Rolle spielt; er ist vom Vokal, von der Silbe getragen, denn er beruht auf den Schwingungen der Stimmbänder. Er kann deshalb nur mit Vokalen und stimmhaften Konsonanten verbunden werden. Der Ausfall der Vokale ist hier also ungewöhnlich. Infolgedessen sind dann Konsonantenverbindungen selten. So kommen

¹⁾ s. S. 46.

²⁾ Merkwürdig ist z. B. *Katla lr* „Schwein“. Z. f. Kol. Spr. Bd. VII, S. 214.

³⁾ Sethe, Der Ursprung des Alphabets. 1916. Ders., Die neuentdeckte Sinai-Schrift und die Entstehung der semitischen Schrift. 1917. Die neuerdings gefundene Schrift von Ras Shamra scheint der obigen Behauptung allerdings zu widersprechen.

z. B. im Bantu nur die Lautverbindungen Nasal + Konsonant sowie Konsonant + Halbvokal vor und die Kombination von beiden Vorgängen — natürlich auch die sich hieraus entwickelnden Lautkomplexe. Dabei wird der Nasal aber so sehr als vokalisch empfunden, daß er, wie wir sahen, Träger des Silbenakzents sein kann, z. B. Suaheli *m'bya* „der Hund“, Sotho *n'ku* „das Schaf“. Konsonantischer Silbenschluß kommt, abgesehen von Nasalen, deshalb in diesen Sprachen nicht vor¹⁾.

Unter der Herrschaft des Stärkeakzents, die im Bantu noch nicht ganz durchgedrungen ist, da der musikalische Ton zumeist noch daneben besteht, treten nun in andern Sprachen ganz andere Erscheinungen auf. Unbetonte Vokale werden verflüchtigt, konsonantischer Silbenschluß und Wortschluß wird dadurch zur Gewohnheit, man lernt vokallose Konsonanten auszusprechen, so daß schließlich eigentlich jeder Konsonant mit jedem verbunden werden kann. In der Abwandlung der Worte wird nun ein Konsonant bald mit, bald ohne Vokal auftreten, wie man im Hebräischen von *qātal* „er hat getötet“ die Imperfektform bildet *iqīl*. Von allen afrikanischen Sprachen haben es wie gesagt die Berbersprachen am weitesten in der Vokellosigkeit gebracht, z. B. Schilh²⁾ *š* „essen“, davon das Kausativ *sš* (mit Akzent auf dem *s*), *ls* „sich kleiden“, mit Kausativpräfix *sls* (Akzent auf dem ersten *s*), *fk* „geben“, von dem Stumme die erstaunliche Form anführt³⁾ *adaxttfkt* „mögest du uns ihn geben“, mit Lokalexponent⁴⁾ *adaxti-tfkt*, *adaxti-ntfkt*.

Es versteht sich nun von selbst, daß diese Konsonanten, die so vokallos aufeinander folgen, sich gegenseitig in ihrer Artikulation stören.

Diese Störungen können sehr verschiedener Art sein. Das Nächstliegende sind Assimilationen. Wenn die Konsonanten zusammentreffen, so werden oft die Eigenschaften des einen auf den andern übertragen. So z. B. im Herero, einer Bantusprache. Wenn hier ein Nasal, der in der Regel ja stimmhaft ist, vor eine stimmlose Explosiva tritt, so wird sie stimmhaft, z. B. $n + k > nk$, $n + t > nt$, $n + p > mp$. Dabei ist auch der Nasal der Assimilation unterworfen, indem er die Artikulationsstelle des folgenden Lautes annimmt⁵⁾. Ähnlich wird

¹⁾ Nur im Lautbild ist dergleichen nachweisbar, vgl. Duala *na swat* „in die Tiefe“.

²⁾ Nach Stumme a. a. O. S. 76.

³⁾ Stumme a. a. O. § 129 b.

⁴⁾ *d* „hier, her“, *n* „dort, hin“ § 130 a.

⁵⁾ Vgl. Meinhof, Grundriß einer Lautlehre der Bantusprachen.² S. 13, 14, 115 f.

im Lateinischen *n* vor *p* zu *m*, z. B. *improbus*. Auch vollständige Assimilationen mancherlei Art sind häufig, z. B. Sotho *mmele* „Leib“ < **moyele*, wobei sich *v*¹⁾ dem vorhergehenden *m* assimiliert, umgekehrt wie im Lateinischen *assiduus* < **ad-siduus*, wo das *d* sich dem folgenden *s* angleicht. Oder man dissimiliert die Laute, z. B. im Berberischen, wo beim Aufeinandertreffen von *t* + *t* das erste *t* oft zur Frikativa, also zu *s* wird²⁾, ähnlich dem deutschen Wort *Gif-t* von *geben* und ähnlichen Bildungen.

Die beiden Laute können auch zu einem ganz neuen Laut verschmelzen, wie z. B. Sotho *n* + *v* > *p'*, Schambala *n* + *z* > *s* oder im Somali *l* + *t* > *š* wird, vgl. *dīša* „du schlägst“ < **dil-ta* von *dil*, *meši* „der Ort“ < **mel-ti* von *mel*³⁾.

Diese Assimilationen und Dissimilationen der Laute ergeben sich nun aber nicht nur bei einer Kontaktstellung, sondern auch in Fernstellung. Denn da nicht mehr die Begriffe, für die die einzelnen Silben der Wörter ursprünglich der lautliche Ausdruck waren, als Einzelsilben im Bewußtsein lebendig sind, sondern nur das ganze Wort, läßt die Aufmerksamkeit auf die Bildung der Einzelsilbe nach, und Laute, die sich gar nicht berühren, können sich doch beeinflussen. Während man mit der Bildung des einen Lautes beschäftigt ist, denkt man bereits an die Bildung des Lautes der folgenden Silbe und umgekehrt. So entsteht im Schambala *taratasi* „Papier“ aus **karatasi*, entlehnt aus Suaheli *kartasi*, das natürlich auch Lehnwort ist. Hier wird der erste Laut durch den folgenden verändert. Die Veränderung des folgenden Lautes durch den vorhergehenden ist noch häufiger. So bildet man im Herero die Endung *-ena* statt **-era*, wenn die vorhergehende Silbe einen Nasal hat⁴⁾.

Noch auffälliger sind die Dissimilationen, wie z. B. das Dahlsche Dissimilationsgesetz im Nyamwezi, nach dem von zwei aufeinander folgenden Aspiraten die erste zur Media wird, z. B. *-dathu* „drei“ statt **-thathu*, *-idikha* „antworten“ statt **-ithikha* von *-itha* „rufen“⁵⁾. Man vergleiche dazu das bekannte griechische Dissimilationsgesetz für die Aspiraten.

Hierher gehört auch die Dissimilation der Nasalverbindungen, wonach z. B. im Suaheli aus urspr. **ngombe* „Rind“ *nombe* entsteht⁶⁾,

¹⁾ nach Ausfall des *o*.

²⁾ Reinisch, Die Somali-Sprache (III). § 30.

³⁾ Vgl. Meinhof, Grundriß ² S. 125f.

⁴⁾ ZDMG. Bd. LVII. S. 302ff.

⁵⁾ Z. f. Kol. Spr. Bd. III. S. 272—277.

²⁾ Stumme a. a. O. § 12a.

während das Kuanyama nach einem andern Dissimilationsgesetz *ngobe* hat¹⁾).

Die Konzipierung längerer Worte im Bewußtsein führt nun aber weiter dazu, daß die Aufeinanderfolge der Laute nicht mehr sicher festgehalten wird. Wie beim „Versprechen“ vertauscht man die Laute. Dieser Vorgang ist im Bantu noch selten, nimmt aber in den Hamiten- und Semitensprachen einen breiten Raum ein und ist auch dem Indogermanischen nicht fremd.

Es geschieht dies besonders häufig bei *r* und *l* und bei Zischlauten. So bildet man im Galla von *arga* „sehen“ *agarta* statt **argata* „du siehst“. Im Schilh entsteht von *ǧ* „essen“ mit dem Präfix *t* die Form *šte* statt **tšē*. Das Hebräische bildet das Reflexivum von *šamar* *hišammēr* statt **hit-šammēr*. So schiebt man im Bedauye ein *n*, das ursprünglich zur Bildung des Präsens vor den Stamm trat, bei den eigentlich dreiradikaligen Stämmen in den Stamm ein, z. B. *rebi* (vom Stamm *rbī*) „aufladen“, *arambi* < **aranbi* < **anrabi*. So auch in den vierradikaligen arabischen Stämmen, z. B. *iqmanāra* statt **in-gamāra*.

Man dehnt diese Umstellungen auch auf die Vokale aus, z. B. im Bedauye, wo man von *guhar* „betrügen“ das Kausativ *s-ughar*²⁾ statt **s-guhar* bildet.

Schließlich können noch weitergehende Umstellungen vorkommen, z. B. im Somali, wo man das arabische Lehnwort *bunduq* „die Flinte“ in *mundux* und *dumbux* entstellt.

Für die Beurteilung der dem Europäer geläufigen Lautverbindungen ist die folgende Beobachtung wichtig.

In vokalreichen Sprachen, wie es die Bantusprachen sind, können die einzelnen Laute sehr genau artikuliert werden. Die Nachahmung dieser Laute und ihre sorgsame Unterscheidung erscheint dem Europäer so schwer, daß er sie in der Regel nie ganz erlernt. Manche flektierende Sprachen haben im Vergleich damit einen viel geringeren Lautbestand, aber sie sind reich an Konsonantenverbindungen, und diese bereiten nun wieder dem an das Bantu oder an Sudansprachen Gewöhnten fast unüberwindliche Schwierigkeiten in der Aussprache. Er strebt darnach, Konsonantenverbindungen aufzulösen und erleichtert sich den konsonantischen Silbenschluß durch angefügten Vokal³⁾. Aus *sullān* macht der Suaheli *sulutāni*, aus *yaqt* „Zeit“ *yakati* usw.

¹⁾ Z. f. Kol. Spr. Bd. III S. 277—278.

²⁾ Reinisch, Gramm. S. 1 26. ³⁾ Vgl. Krumm a. a. O. S. 37.

Der Stärkeakzent, unter dessen Herrschaft jene Konsonantenverbindungen entstanden, übt aber noch weitere Wirkungen auf die Laute aus. Die Konsonanten der Silbe, auf der der Druck ruht, werden oft stärker artikuliert als die Konsonanten anderer Silben. So werden z. B. in manchen Bantusprachen, ebenso auch in deutschen Dialekten aus Tenues Aspiraten. Oder der Stärkeakzent hält die alte Artikulation fest, während in der Silbe nach oder vor dem Akzent der Laut verändert oder verflüchtigt wird. Wenn nun durch Anfügung von Suffixen das Wort länger wird, so wandert oft auch der Akzent und mit dem Akzent die Wirkung auf die von ihm beeinflussten Laute.

So spricht man im Pedi *-áya* „bauen“ für *-áya* anderer Sotho-Dialekte, aber im Perfekt *-axile* ist das ältere *χ* auch im Pedi erhalten. Im Suaheli spricht man *-líá* „weinen“ statt des *-líá* anderer Bantusprachen, aber die applikative Form lautet *-lííá* für älteres *-líléá* mit erhaltenem *l* in der zweiten Silbe.

Auch die Vokale werden unter dem Einfluß des Stärkeakzents verändert. Die Silbe, die den Akzent hat, zeigt in vielen Fällen gedehnten Vokal. Bei der Dehnung wird oft auch die Klangfarbe verändert¹⁾. Unbetonte Vokale aber werden verflüchtigt. Das alles läßt sich besonders gut am Hebräischen beobachten. Hier bildet man z. B. von *qátál* die Form *q^átal-tém* mit Akzent auf der letzten Silbe und infolgedessen Verflüchtigung des Vokals der ersten, oder von demselben Stamm das Imperfekt *íi-qtól* aus altem **já-qtúl* mit Verflüchtigung des ersten Stammvokals und Dehnung sowie Veränderung des zweiten Stammvokals von *u* zu *ō*. Hiervon wieder bildet man mit Verflüchtigung auch des zweiten Stammvokals *íi-qt^ól-éhū* „er wird ihn töten“ durch Anfügung eines Personalsuffixes und Verlegung des Akzents auf die nunmehr vorletzte Silbe.

So starke Veränderungen der Laute bewirkt der Akzent.

R. Lepsius verbreitet sich in seiner nubischen Grammatik über den Vokalreichtum des Nubischen²⁾. Man war zur Zeit der Abfassung dieses Werkes noch ein Freund ästhetischer Urteile in der Sprache, und Vokalreichtum galt als Zeichen einer hochstehenden Sprache. Der wirkliche Verlauf der Dinge dürfte der sein, daß die ursprünglich vokalreichen Sprachen bei Einführung des Stärkeakzents und der dadurch bewirkten Abschleifung vokalärmer wurden, wie ja z. B. das Deutsche viel von seinem früheren Vokalreichtum in unbetonten Nebensilben verloren hat.

¹⁾ Vgl. Schmitt a. a. O.

²⁾ Nubische Grammatik. S. 2f.

Vokalarmut ist also nicht immer eine Jugendform der Sprache, sondern eher eine Alterserscheinung. Jedenfalls ist es aber nicht unsere Sache als Sprachforscher, über den „Wohllaut“ einer Sprache ästhetische Urteile abzugeben, sondern wir haben die Tatsachen zu beobachten und zu versuchen, aus ihnen den Verlauf der Sprachgeschichte zu verstehen.

7. Innerer Vokalwechsel (Ablaut).

Wir unterscheiden im Deutschen Assimilationen der Stammvokale an Vokale der Endung von Ablauterscheinungen. Die Entstehung der Assimilationen ist im allgemeinen nicht zweifelhaft; es trägt dabei für die Gesamtbeurteilung dieser Erscheinung nichts aus, ob man nach alter Anschauung *i* für den ursprünglicheren Laut hält oder nach neuerer *e*. Wenn aus *Kalb* im Plural *Kälber* wird, aus *groß* im Komparativ *größer*, und wenn *stirbt* und *sterben* von demselben Stamm gebildet werden, so handelt es sich um Assimilationen.

Diese Veränderungen des Stammvokals unter dem Einfluß der Endung sind keineswegs auf indogermanische Sprachen beschränkt, sondern auch in afrikanischen Sprachen häufig. So wird im Hausa vom Stamm **taf*- „gehen“ gebildet *tefi* „hingehen“; *sarkī*, pl. *sarakai* „der König“ hat die Nebenform *serkī*. Im älteren Suaheli bildet man von *-pata* „bekommen“ die Perfektform *-pete*¹⁾, die für **-patile* steht, vgl. Zulu *-phethe* neben *-phathile*, Perf. von *-phatha* „berühren“, *-lele* < **-lalile*, Perf. von *-lala* „liegen“, *-ethyese* neben *-ethyasile*, Perf. von *-ethyasa* „sich erneuen (Mond)“.

Instruktiv ist besonders im Konde die Bildung der Perfekta, z. B. *-elyiphe* statt **-eluphile* von *-ehupah* „weiß sein“. Das *i* der Endung dringt in den Stamm ein, und das vorhergehende *u* wird unsilbisch. Steht im Stamm aber ein *a* oder *e*, so verschmilzt dies mit dem *i* der Endung, z. B. *-angele* < **-angahile* von *-angala* „sich wohl befinden“. Dabei braucht eine Aussprache wie **-angaile* als Mittelglied nicht einmal immer angenommen zu werden. Die Artikulation des *a* kann sich der des in der folgenden Silbe stehenden *i* einfach annähern haben. Die Zungenstellung des *i* wird annäherungsweise vorweggenommen, weil der Sprechende das *i* schon im Sinn hat.

¹⁾ s. S. 16.

In ähnlicher Weise assimiliert sich *i* des Stammes einem folgenden *a* zu *e*, z. B. im Chamir¹⁾, einer abessinischen Hamitensprache,

bir „Blut“, davon *ber-ā* „Blutstropfen“

bil „Motten“, davon *bel-ā* „eine Motte“

fiz „Samen“, davon *fez-ā* „ein Samen“.

Bedauye²⁾ *adif*, pl. *ádef-a* „Rinde“

kawid, pl. *káwed-a* „Peitsche“.

Schilh *izbil*, pl. *izbel* < **izbil-a* „Härchen“.

In allen diesen Formen liegt unvollständige Assimilation vor. Aber auch vollständige Assimilation ist in Afrika nachweisbar, deren Erscheinungen zunächst wie „Ablaut“ aussehen.

So z. B. bei der Pluralbildung im Schilh.

Hier hat der Singular den Anlaut *a-*, der Plural den Anlaut *i-*. Diese Vokale wirken gelegentlich assimilierend, z. B. *t-a-bašil-t* „die Fußsohle“, pl. *t-i-bišil-in*.

Häufig hat der Plural die Endung *-an (-a)*, die schließende Vokale verdrängt und so den Anschein eines Ablauts erweckt, z. B. *a-zru*, pl. *i-zr-an* „Stein“, *itri*, pl. *itr-an* „Stern“. In *t-a-serdun*, pl. *t-i-serd-an*, wo das schließende *un* des Singulars ausgestoßen wird, sieht die Bildung einem Ablaut noch ähnlicher.

Besonders auffallend sind die Passivbildungen der Bantusprachen, Hamitensprachen und Semitensprachen.

In der weit überwiegenden Mehrzahl der Bantusprachen wird das Passiv durch ein suffigiertes unsilbisches *u* gebildet, z. B. Suaheli *-pend-u-a* von *-pend-a* „lieben“.

Im Hausa bildet man das intensive Passiv mit suffigiertem *-u*, z. B. *ĩa bug-u* „er wurde sehr geschlagen“.

In den Berbersprachen, z. B. im Schilh, wird das *u* präfigiert, wobei noch ein Präfix *ti-*, das die Zuständigkeit ausdrückt, hinzutritt, z. B. von *ml* „zeigen“ 3. P. Sing. im Fiens *i-ti-u-ml-i*, im Factum *i-ti-u-ml-a*³⁾.

Auch in den Semitensprachen, z. B. im Hebräischen, dient ein präfigiertes *u* zur Bildung des Passiv, z. B. von *hi-qıl* „das Töten veranlassen“ das Passiv *hıqılal*, das wohl auf **ha-u-qılal* zurückzuführen ist⁴⁾. In andern Formen dringt aber das *u* in den Stamm ein, z. B.

¹⁾ Reinisch, Die Chamirsprache. S. 101.

²⁾ Wegen des Akzentwechsels s. S. 49.

³⁾ Stumme a. a. O. S. 79.

⁴⁾ In manchen Formen dieser Art erscheint auch im Präfix *u* statt *ı*, z. B. *huškab*, besonders im Partizipium wie *muxtāb* nach A. Müller. S. 70.

qūṭal, Passiv zu der Intensivform *qūṭṭēl*. Diese letztere Form *qūṭal* sieht nun ganz wie ein Ablaut aus, ist aber nach dem Vorhergehenden offenbar durch Assimilation des Stammvokals an das später abgefallene Präfix entstanden¹⁾.

Wahrscheinlich hängt auch folgende Bildungsweise hiermit zusammen, die jedenfalls ein vorzügliches Beispiel darstellt für Veränderung des Stammes durch Assimilation an das Präfix. Im Irob-Saho, einer abessinischen Hamitensprache, bildet man z. B.

von *lāka* „senden“ *mu-luk* „Botschaft“
 von *gaya* „tragen“ *mu-guy* „Last“
 von *rāga* „wissen“ *mu-rug* „Wissenschaft“.²⁾

Ähnlich steht es mit der Temporalbildung beim Verbum. Die alten Tempora des Bantu endigten auf *-a* und *-i*. Im Ful finden sich die gleichen Endungen auf *-a* und *-i*, daneben auch *-u*. Im Berberischen, z. B. im Schilh, bildet man von *š* „essen“ zwei Formen *iš-i* und *iš-a*.

Die Funktion dieser Formen ist verschieden. Die eine drückt das Geschehen, die eigentliche Tätigkeit aus, sie ist rein verbal. Die andere ist mehr perfektisch, sie drückt die Vollendung, den durch die Handlung geschaffenen Zustand aus; sie ist also mehr nominal. Welche von beiden Formen für die eine oder andere Bedeutung gewählt wird, scheint zu schwanken.

Diese Vokale dringen nun aber gelegentlich in den Stamm ein und erzeugen so Bildungen, die wir als Ablauterscheinungen aufzufassen gewöhnt sind,

z. B. Somali *i-mād-a* „ich komme“
ti-mād-a „du kommst“ usf.

Aber in der Erzählungsform hat der Stamm den Vokal *i*:
i-mid „ich kam“.

Daß dies *i-mid* aus *i-mad-i* entstanden ist, zeigt deutlich der Plural *ti-mād-ēn* „ihr kamt“, der auf **ti-mad-i-an* zurückgeht. Hier ist das *a* des Stammes erhalten. Vgl. dazu *a-qān* < **a-qān-a* „ich kenne“ aber *i-qān* < **i-qān-i* „ich kannte“. Hier ist auch im Plural das *i* in den Stamm eingedrungen: *ti-qān-ēn* < **ti-qān-i-an* „ihr kanntet“.

Im Bedauye ist die Assimilation an das *i* so weit vorgeschritten, daß alle veränderlichen Verba, bei denen nicht Faukallaute die Bei-

¹⁾ Vgl. meinen Aufsatz in der Z. f. Eg.-Spr. Bd. XII. S. 250—252.

²⁾ Vgl. L. Reinisch, Die Sprache der Irob-Saho. S. 20.

behaltung des *a* bewirkt haben¹⁾, im Stamm das *i* aufweisen, z. B. *dir* „töten“, *rib* „widerstreben“, *wik* „spalten, schneiden“.

In den Semitensprachen erscheint regelmäßig *-a* als Endung des Perfekts, wobei die Mehrzahl der Verba auch im Stamm *a* hat, z. B. arab. *qatala* „er hat getötet“, hebr. *qātal* dass., aber mit schließendem *-a* vor folgendem Suffix: *qēṭālā-nā* „er hat mich getötet“. Ich halte es für möglich, daß auch hier das *-a* unter Verdrängung des Stammvokals in den Stamm eingedrungen ist²⁾. Im Imperfektum des Hebräischen sind Spuren einer alten Endung *-i* nachweisbar, z. B. *īi-qīl-ē-nā* „er wird mich töten“, wobei die Veränderung von *i* zu *ē* nach hebräischem Lautgesetz normal sein würde³⁾. Die semitischen Imperfektstämme enthalten vielleicht in vielen Fällen den ursprünglichen Vokal, z. B. in arab. *ja-qtul-u*, hebr. *īi-qīl*, *īi-ttēn*⁴⁾. Vielleicht ist aber in manchen Fällen auch hier ein Bildungselement in den Stamm eingedrungen.

Wir sahen S. 27, daß der Akzent Veränderungen der Konsonanten und der Vokale herbeiführt. So kann denn eine Silbe verschiedenen Vokal haben, je nachdem sie den Akzent erhält oder nicht. Wir haben oben schon Fälle angeführt wie im Bedaue, wo es zweifelhaft sein könnte, ob die Verlegung des Akzents oder Vokalassimilation den Wechsel von *i* und *e* veranlaßte. In folgenden Fällen kommt nun die Vokalassimilation nicht in Frage; es dürfte also nur der Wechsel des Akzents die Ursache des Vokalwechsels sein:

derim, pl. *dirma* „Herde“

terig, pl. *tirga* „Monat“.

Allerdings muß man dabei in Betracht ziehen, daß die Beobachtung des Akzents und der Klangfarbe der Vokale im Bedaue besonders schwierig ist, so daß die Vorgänge noch weiterer Prüfung bedürfen.

Im Griechischen wird das *e* der Akzentsilbe in unbetonter Silbe oft zu *o*, vgl. *-phērō* „tragen“ neben *phōsphoros*, *stréphō* „drehen“, pf. *éstropha*, *stérgō* „lieben“, pf. *éstorga*⁵⁾.

¹⁾ Die *u*-haltigen Konsonanten bewirken das Auftreten eines *u* im Stamm, vgl. S. 56.

²⁾ Wegen der Perfektstämme mit *i* und *u* s. Z. f. Eg.-Spr. Bd. XII. S. 263.

³⁾ Anders Brockelmann, Grundriß I, S. 641.

⁴⁾ Hebr. *q̄* steht für altes *u*, *q̄* für altes *i*.

⁵⁾ In indogermanischen Sprachen ist die Veränderung des Stammvokals unter dem Einfluß des Stärkeakzents so häufig, daß dies heute als wesentliche Ursache des „Ablauts“ angesehen wird. Allerdings bleiben doch immer unerklärte Erscheinungen, wie z. B. der Ablaut in Lautbildern, vgl. S. 51. Klingen-

Im Hebräischen wird das urspr. \bar{a} , das bereits dem \bar{o} ähnlich geklungen haben muß, in der Tonsilbe regelmäßig zu \bar{o} , z. B. *šālôm* „Friede“. Durch den Starkton am Schluß der Hauptabschnitte der Rede, im Hebräischen Pausa genannt, wird a zu \bar{o} , z. B. *hannôhal* st. *hannâhal*, ferner \bar{e} , das aus a entstand, zu \bar{o} , z. B. in *Hôbël* statt *Hêbël* „Abel“¹⁾, und es steht sogar \bar{e} st. a in *îôxêl* st. *îôxâl* „er wird essen“.

In einem gewissen Zusammenhang mit dem Entstehen von Ablauterscheinungen durch Veränderung des Druckes stehen die durch Reduplikation hervorgerufenen Vokalveränderungen, da die beiden Stämme nicht in gleicher Weise den Druck zu haben pflegen.

Schon in isolierenden Sprachen gehen die Reduplikationen nicht immer mechanisch vor sich. Da z. B. im Ewe Lautverbindungen wie *tr*, *bl* nicht ursprünglich sind, sondern auf alte Zusammenziehungen zurückgehen, werden sie nicht verdoppelt. Weil z. B. *tro* „drehen“ aus **tode*, **todo* entstand, lautet es bei der Verdoppelung *totro*; ebenso wird aus *bla* „binden“ bei Verdoppelung *babla* etc.

Die Nasalvokale des Ewe sind nach Westermann entstanden durch Verschmelzung mit einem schließenden Laute. Deshalb können auch sie nicht verdoppelt werden. So bildet man *χeχlē* von *χlē* „zählen“ und nicht **χêχlē* oder **χlēχlē*, denn *χlē* steht für **χe-de-n*, ebenso *soqrô* von *srô* „lernen“ usf.

Das durch Kontraktion aus *ua* entstandene o des Ewe wird in einigen alten Reduplikationen nicht wiederholt, sondern nur das *u*, z. B. bildet

<i>gbô</i> „zurückkehren“	<i>gbugbo</i> ²⁾
<i>dô</i> „lecken“	<i>dudo</i> .

Diese Vorgänge haben rein etymologische Gründe und sehen nur oberflächlich den Ablauten ähnlich.

heben hat kürzlich (Z. f. Eg.-Spr. Bd. XXI, S. 81—98) vorgeschlagen, im Anschluß an den Sprachgebrauch der Indogermanisten jede durch den Akzent hervorgerufene Änderung in der Qualität und Quantität eines Vokals „Ablaut“ zu nennen. Ich halte den Vorschlag nicht für glücklich, da der Gebrauch des Terminus im Indogermanischen nicht ganz so ist, wie Kl. annimmt, und also durch diesen neuen Terminus eine Klarheit nicht geschaffen wird. Wenn der Ausdruck Ablaut überhaupt verwandt wird, würde ich ihn auf Vorgänge beschränken, die eben nicht durch Assimilation oder Druck, sondern durch Tonmalerei bei Lokalvorstellungen oder sonstigen Lautbildern gebraucht werden. (Vgl. dazu den kleinen Artikel von George M. Bolling in *Language* VII. p. 200. B. ist derselben Ansicht wie ich.)

¹⁾ Der sonst in semitischen Sprachen häufige Umschlag von a zu e ist z. T. dialektisch, s. S. 56.

²⁾ *gb* ist kein Doppellaut, sondern Schreibung für die stimmhafte Velarlabialis.

Anders steht es in folgenden Fällen.

Im Nama wird bei der Verdoppelung eines Verbalstammes zur Bildung des Intensivum bzw. Kausativum die zweite hochtonige Silbe tieftönig, z. B. $\ne\acute{u}$ (hochtonig) „essen“, $\ne\acute{u}'\text{-}\ne\acute{u}^1$) „essen lassen, Speise geben“²⁾.

Wenn man im Duala hochtonige Verbalstämme verdoppelt, so wird der zweite Teil bei der Wiederholung tieftönig, z. B.

$\text{-di}'pa$ „schlagen“ bildet $\text{-di}'pa,di,pa,ne$ „zwecklos schlagen“

$\text{-to}'mba$ „vorbeigehen“ bildet $\text{-to}'mba,to,mba,ne$ „zwecklos vorbeigehen“.

Wenn man hier noch vermuten könnte, daß der auf der ersten Silbe ruhende Stärkeakzent den Hochton festgehalten hat, während sein Fehlen in der dritten Silbe das Eintreten des Tieftons hervorrief, oder daß ein anderer Grund anzunehmen ist, so ist das ausgeschlossen in der Wiederholung $ndi'li'li' na, nda,la,la$ „die Urenkel“ im Duala, wobei sowohl $ndi\text{-}$ wie $nda\text{-}$ den Stärkeakzent hat, der Wechsel der Tonhöhe also nicht durch den Stärkeakzent herbeigeführt ist. Die Ursache ist offenbar dasselbe rhythmische Bedürfnis, das uns veranlaßt, bei Lautbildern den Vokal in der Wiederholung zu wechseln wie in *klipplapp, tiktak, Singsang, Mischmasch, Wirrwarr, bambum, piff paff puff*. Auch im Deutschen pflegt übrigens mit dem Wechsel des Vokals ein Wechsel der Tonhöhe verbunden zu sein.

Dies rhythmische Bedürfnis äußert sich im Türkischen durch einen Wechsel des Konsonanten bei der Wiederholung, indem im zweiten Wort der Anlaut zu *m* wird, z. B. *tabaqmabaq* „Teller und ähnliches“, *kitäbmitäb* „Bücher und ähnliches“³⁾

Auch in europäischen Sprachen bedient man sich bei Wiederholung des Konsonantenwechsels, z. B. in *pêle-mêle, Schurr-Murr, Holter di Polter, Chari-vari, Schorle-morle, Techtel-mechtel*. Hier kann von einer Wirkung des Stärkeakzents nicht die Rede sein; die Ursache ist vielmehr die Abneigung gegen mechanische Wiederholung und das dadurch bedingte Streben nach Rhythmisierung. So wird der gleiche Impuls auch bei dem Vokalwechsel eine wichtige Rolle spielen neben dem bei den Vokalen zweifellos vorhandenen Einfluß des Stärkeakzents.

¹⁾ ' Bezeichnet den Hochton, den Tiefton.

²⁾ Im Wörterbuch von Kroenlein p. 321 sind beide Silben als hochtonig bezeichnet, wie ich vermute in einfacher Wiederholung des Simplex, vgl. S. 31.

³⁾ s. Jehlička a. a. O.

Vgl. hierzu noch Chamir

akebkib von *akeb* „sammeln“

aremrin von *arem* „jäten“

rirebrīb von *rireb* „aufschichten“.

Auch bei einer unvollständigen Wiederholung des Wortstammes ist der Wechsel des Vokals zu beobachten, vgl. Bedauye

dedīb, *debīb* von *dīb* „verstecken“

rerām von *rām* „folgen“.

So kommt es dann zu einer Mechanisierung des Vorgangs, indem bei Verdoppelungen regelmäßig derselbe Vokal eingeschoben wird, unabhängig vom Stammvokal, im Griechischen *e*, im Gotischen *ai*, im Somali *a*, z. B. *būl*, pl. *būlal* „Hüfte“, *lēb*, pl. *lēbab* „Pfeil“; im Hausa häufig *ō*, z. B. *yāc'a* „Finger“, pl. *yāc'ōc'ī*, oft auch *ā*, z. B. *wurī*, pl. *wurārē* „Platz“, oder *ai*, z. B. *hac'ī*, pl. *hac'aic'ai* „Getreide“.

Sehr merkwürdig ist das Irob-Saho, wo die Vokale der Verdoppelungsformen der Dissimilation unterworfen sind, z. B.

af, pl. *afof* „Mund“, also nach *a* erscheint *o*

bol, pl. *bolāl* „Höhe“, also nach *o* erscheint *ā*.

Die auf diese Weise entstandenen Verdoppelungsformen werden aber noch weiteren Veränderungen unterzogen. So bildet man im Hausa den Plural von *gubī* „Fluß“ *gulābī* < **gulābī*, von *serkī*, *sarkī* „König“ *sarakai* < **sarkakai*, *falkē*, lautgesetzlich statt **fatkē*, „Händler“ bildet *fatākē* statt **fatkākē*, *dōkī* < **daykī* „Pferd“ bildet *dayākī* < **daykākī* usf.

Manche arabischen Plurale dürften einen ähnlichen Ursprung haben, z. B. *hākim*, pl. *hukkam* „Richter“, wo die Verdoppelung des *k* die Entstehung aus einer alten Reduplikationsform noch anzeigt.

Daß ein deutscher Ablaut wie *hielt* von *halten* eine alte Reduplikationsform ist, kann ja nicht zweifelhaft sein, wenn man got. *havihald* ahd. *hialt* vergleicht. Ähnlich liegt es bei lat. *ēgi* von *āgo*, *fēci* von *fācio* usw.

Echte und scheinbare¹⁾ Ablautreihen können aber noch von ganz andern psychologischen Motiven hervorgerufen werden.

Wir finden in afrikanischen Sprachen sehr häufig, daß die verschiedenen Vokale zum Ausdruck lokaler Vorstellungen gebraucht werden.

¹⁾ Ich spreche von scheinbarem Ablaut, weil man damit rechnen muß, daß die dem Stamm angefügten Suffixe aus volleren Formen abgeschliffen sind, und daß sie urspr. verschiedene Vokale enthielten. Vgl. unten *-ri* und *-un*. In einem solchen Fall liegt ja eigentlich Vokalassimilation vor.

So endigt z. B. im Herero das Demonstrativ, das „jener“ bezeichnet, auf *-ni*, wenn der Gegenstand noch sichtbar ist, auf *-na*, wenn er bereits außer Sicht ist.

Die Demonstrativstämme des Nama lauten *ne* „dieser“, *//na* „der da“, *nou* „jener“.¹⁾

Im Somali ist *nin-ka* „der Mann hier“, *nin-ko* „der Mann da“, *nin-ki* „der Mann dort (außer Sicht)“²⁾.

Es ist aber zu beachten, daß die Vokale nicht in allen Sprachen dieselbe lokale Funktion haben.

Diese lokale Bedeutung tritt nun auch beim Verbum in die Erscheinung, wo es sich naturgemäß zunächst um Bezeichnung einer Bewegung handelt.

So bedeutet im Somali *si-* „hin“ und *so-* „her“ als Präfix am Verbum, im Hausa *-i* „hin“ und *-o* „her“ als Suffix.

Im Bantu ist nur noch *-o* in der Bedeutung „her“ nachzuweisen, z. B. in Suaheli *ndjoo!* „komm her!“

Im Nama ist *-ri* „hin“ sicher, aber *-ru* „her“ schlecht bezeugt. Nun ist es an sich nicht nötig, auch nicht einmal wahrscheinlich, daß die Stämme, die „hin“ und „her“ bezeichnen, ursprünglich verwandt sind. Gegen solche Verwandtschaft spricht z. B. Bari *-ri* „hin“, das mit *-ara*, *-grq* wechselt, und *-un* „her“. Es kann also so gewesen sein, daß bei den ursprünglich ganz verschiedenen Stämmen *-ri* und *-un*³⁾, die mit den Vokalen *i* und *u* sich verbindenden Lokalvorstellungen, in den Vordergrund traten und so innig damit verschmolzen, daß die Vokale als adäquater Ausdruck der Lokalvorstellung empfunden wurden, und daß so von *-ri* und *-un* nur *-i* und *-u* übrig blieben.

Für die Richtigkeit dieser Annahme spricht es, daß man im Schilch *d* und *n* zum Ausdruck der Lokalvorstellung gebraucht ohne Andeutung eines Vokalunterschiedes, was bei der weitgehenden Vokallosigkeit des Berberischen nicht wundernehmen kann.

Diese Lokalvorstellung erfährt nun einen Wandel der Bedeutung, indem sie in die Zeitvorstellung übergeht. M. v. Tiling hat nach-

¹⁾ Im Korana heißt aber „dieser“ *he*, „jener“ *//na*; darnach sieht es so aus, als wären in Nama verschiedene Stämme nur ähnlich geworden, weil sie ähnliche Bedeutung haben. So wurde also vielleicht *he* unter dem Einfluß von *nou* zu *ne*.

²⁾ Ich empfinde auch im Deutschen in *bimbambum* die Silbe *bim* als Lautbild der kleinsten aber nahen, *bum* als Lautbild der größten aber fernen Glocke.

³⁾ Vgl. im Deutschen „hier“, „da“ mit verschiedenen Vokalen in nicht verwandten Stämmen.

gewiesen, daß *nin-ki* im Somali nicht nur „jener Mann“ ist, sondern auch „der Mann von gestern“. Deshalb kann auch das Personalpronomen „ich“ mit dem Suffix *-i* versehen werden, was eigentlich bedeutet, daß die genannte Person außerhalb des Gesichtskreises des Redenden ist. Aber *ani-gi* heißt nun nicht nur „ich dort“ (außer Sicht)¹⁾, sondern „ich an einem andern Tage“, und die Form wird angewandt, wenn der Redende von sich als zu einer andern Zeit handelnd spricht.

So hängen wahrscheinlich die oben S. 48/49 aufgeführten Tempora des Hamitischen auf *-a* und *-i* mit der Lokalvorstellung zusammen²⁾.

Vielleicht ist auch objektives *-i* und passives *-u* im Hausa aus der Lokalvorstellung übertragen, indem das *-i* auf das „hin“ und das *-u* auf das „her“ zurückgeht.

Es mögen aber wohl noch weitere Übertragungen vorkommen. Die Personalpronomina sind ja ihrem Wesen nach eigentlich Demonstrativa, „der hier“ = „ich“, „der da“ = „du“ und „der dort“ = „er“³⁾. So ist es doch vielleicht nicht zufällig, daß im Ful *mi* „ich“, *a* „du“, *o* „er“ heißt, und daß in vielen Sprachen „ich“ mit dem *i*-Vokal, „du“ mit *a* oder *u* auftritt.

Wir werden später sehen, daß die Vorstellung des Großen sich mit der Vorstellung von einer Person, die Vorstellung des Kleinen sich mit der von einer Sache verbindet.

Nun heißt im Ful das Pronomen der 3. P. Sing. bei Personen *o*; für die verschiedenen Pronomina der andern Klassen kann *i* eintreten, gelegentlich allerdings auch für Personen⁴⁾. Wir werden sehen, welcher Zusammenhang zwischen der Person und dem grammatischen Maskulinum, zwischen der Sache und dem grammatischen Femininum besteht. So ist es bemerkenswert, daß in Hamiten- und Semiten-sprachen *u* als Zeichen des Maskulinum, *i* als Zeichen des Femininum nachweisbar ist⁵⁾. Man müßte also versuchen festzustellen, ob *o* (*u*)

¹⁾ Was eigentlich ja eine *contradictio in adjecto* sein würde, da „ich“ immer da ist, wo sich der Redende befindet. Aber man kann allerdings von sich selbst als an einem andern Ort befindlich sprechen.

²⁾ Vgl. M. v. Tiling, Die Vokale des bestimmten Artikels im Somali. Z. f. Kol.-Spr. Bd. IX. p. 132ff.

³⁾ Vgl. die Ersetzung der Personalpronomina durch *hic*, *iste*, *ille* in der lateinischen *oratio obliqua*.

⁴⁾ Vgl. S. 64, 72.

⁵⁾ Vgl. hebr. *hū* „er“, *hī* „sie“, *-i* Femininsuffix in der 2. P. Sing. des Impf. s. S. 72. Im Ägypt. ist die Endung des mask. Substantivs häufig *u*, das alte Pronomen abs. lautet *š* „er“, *šī* „sie“. Im Schilh ist der Anlaut des mask. Substantivs in der Regel *u-*, *u-*, Stumme a. a. O. § 26. Vgl. auch Hausa *ka m* „du“, *ki f* „du“.

hier mit der Vorstellung des Großen, *i* mit der des Kleinen sich verbunden hat und von dieser räumlichen Vorstellung die andern abgeleitet sind. Wir besitzen heute genügendes Material, um eine genauere Untersuchung dieser Zusammenhänge in afrikanischen Sprachen in Angriff zu nehmen.

Wenn nun unter dem Einfluß dieser verschiedenen Momente, zu denen sicher noch manche andere treten, die ich nicht übersehe, in einer Sprache eine Ablautreihe entstanden ist und sich durch mehrere viel gebrauchte Formen dem Gedächtnis eingeprägt hat, so wird dieses Schema dann nach Analogie auf weitere Worte übertragen. Dieses Schema muß z. B. für das Verbum in den semitischen Sprachen sehr früh entstanden sein, so daß es in den historisch uns bekannten Sprachen überall schon vorliegt¹⁾.

Im Hamitischen²⁾ wie im Indogermanischen ist nur ein Teil der Verba dem Vokalwechsel unterworfen, ein großer Teil der Verba hat unveränderliche Stämme.

Im Semitischen ist dagegen die Veränderung des Stammvokals auf alle Stämme ausgedehnt, und auch die Lehnworte werden ihr unterworfen.

Aber auch im Berberischen und im Indogermanischen wird die Ablautreihe gelegentlich auf Fremdworte angewendet.

So wandelt man im Schilh das deutsche *šwindel* in *šwindil*, vgl. im Deutschen *schrieb*, *pries* nach Analogie von *trieb*, *wies*. So bildet der Araber im Nomen „gebrochene“ Plurale von Lehnworten, z. B. *úsquf*, pl. *asáqife* „Bischof“, *qáisar*, pl. *gayásire* „Kaiser“, *qúnšul*, pl. *qanášil* „Konsul“ und sogar *barágiš* „die Ägyptologen“ vom deutschen Namen *Brugsch*. Der Name des Piasters *qirš* stammt vom deutschen Groschen ab, der in der Form *qurüş* als Plural aufgenommen wurde, wozu man dann nach Analogie von Worten wie *nims*, pl. *numūs* „Ichneumon“, *libs*, pl. *lubūs* „Wattepanzer“, *sin*, pl. *sunün* „Zahn“ den Singular bildete.

Neben dem allen gibt es aber noch eine andere Quelle für scheinbaren Ablaut, nämlich den Einfluß benachbarter Konsonanten auf die Vokale.

Bekanntlich wird im Englischen ein *a* in der Nachbarschaft von *w* oder *u* zu *o* getrübt, z. B. *wash*, *all*, *small*, *tall* usw. In afrikanischen

¹⁾ Vgl. E. Zyhlarz, Ursprung und Sprachcharakter des Altägyptischen. Z. f. Eg.-Spr. Bd. XXIII. S. 25 ff.

²⁾ Nur in den Berbersprachen und den Sprachen der Kuschiten ist der Ablaut im Verbalstamm nachweisbar, aber auch hier nicht bei allen Verben.

Sprachen wird *a* in der Nachbarschaft von Labiallauten nicht selten zu *o*, z. B. Nama *goma-b* neben *gama-b* „Ochse“. Ferner wird *a* zu *o* in der Nachbarschaft von *w*, z. B. Somali *wolal* „Schleuder“, *wogan* „Familie“, Hausa *wani* neben *woni* „irgendwer“.¹⁾

In der Nachbarschaft von Faulkallauten bevorzugt man in hamitischen und semitischen Sprachen den Vokal *a*. Entweder läßt man *a* neu eintreten unter Verdrängung des ursprünglichen Vokals, oder man hält etymologisches *a* fest, wo es sonst schon verschwunden ist, z. B. im Hebräischen *išḥat* statt des zu erwartenden **išḥōt*, Bedauye *erhan* „er sah“, während die Stämme sonst ein *i* als Stammvokal haben nach S. 49.

Wenn im Schilh in der Nachbarschaft der mit Kehlpressung gesprochenen Laute jedes *a* zu *o* wird²⁾, so scheint das zu der gleichen Kategorie zu gehören. Man muß aber damit rechnen, daß ein ganz anderer Vorgang zu Grunde liegen kann. Dem gepreßten *k* entspricht im Bedauye *u*-haltiges *k*, vielleicht auch *u*-haltiges *g*. Hier ist ein vokalisches *u* noch erhalten. Vielleicht war das bei den Lauten des Schilh früher ähnlich, und es handelt sich also um Vokalassimilationen³⁾.

Ähnlich liegt die Sache bei nicht gepreßten Zischlauten des Schilh. In ihrer Nähe wird urspr. *a* zu *e*²⁾. Im Bedauye wird das Präfix der Kausativa, das sonst *so-* oder *se-* lautet, vor folgendem *s* und *i* zu *si-*. Das leitet auf die Vermutung, daß vielleicht diese Zischlaute durch den Einfluß eines *i* entstanden sind, wie sich das z. B. in den Bantusprachen häufig nachweisen läßt. Wenn das zutreffen sollte, dann würde auch hier nicht die Nachbarschaft des Konsonanten die Vokale verändern, sondern ein Vokal, der die Bildung der Zischlaute hervorrief und dann verschwunden ist, in diesem Fall ein *i*, wäre die Ursache der Veränderung.

Zum Schluß sei noch darauf verwiesen, daß Vokale häufig dialektisch der Veränderung unterworfen sind, indem z. B. *a* sich bald dem *e* und bald dem *o* nähert. Dieser Lautwandel sieht dem Ablaut zuweilen ähnlich, ist aber davon zu unterscheiden⁴⁾.

So mannigfach die Gründe für die Ablauterscheinungen sind, so hat sich doch herausgestellt, daß wir die Entstehung des Ablauts

1) Vgl. weitere Beispiele in Meinhof, Hamitensprachen. p. 66 und 168.

2) Vgl. Stumme, a. a. O. p. 15. Vgl. auch oben S. 49.

3) Vgl. meinen Aufsatz über die emphatischen Laute in Z. f. Eg.-Spr. Bd. XI. S. 102ff.

4) Vgl. S. 50 Anmerkung 1.

im allgemeinen verfolgen können, und daß er keineswegs eine scharfe Scheidung zwischen flektierenden und nicht-flektierenden Sprachen bedeutet. Auch hier ist die Grenze eine fließende.¹⁾

8. Die Klasseneinteilung.

In isolierenden Sprachen werden alle Wurzeln gleichwertig behandelt. Man kann es der Wurzel nicht einmal ansehen, ob sie nominalen oder verbalen Charakter hat, ja, viele Wurzeln können für beides verwendet werden²⁾. Die große Fülle der Wurzeln scheint also ungeordnet im Bewußtsein vorhanden zu sein. Aber durch die Zusammenfügung von Wurzeln kann schon hier eine Art Klassifikation erreicht werden. Man kann z. B. im Ewe die Begriffe wie *ame* „Mensch“, *nu* „Ding“, *ati* „Baum“, *ate* „Platz“ u. a. zu allerlei Worten hinzufügen und diese dadurch dem Begriff „Mensch“, „Ding“,

1) Humboldt glaubt dagegen, daß sogar die Suffixe aus der Wurzel herausgebildet, nicht von außen angefügt sind, vgl. seine Darlegungen a. a. O. S. 137: „Durch die unerforschliche Selbstthätigkeit der Sprache brechen die Suffixe aus der Wurzel hervor, und dies geschieht so lange und so weit, als das schöpfende Vermögen der Sprache ausreicht. Erst wenn dies nicht mehr thätig ist, kann mechanische Anfügung eintreten.“ Wichtig scheint mir für die Beurteilung des Ablauts z. B. im Deutschen auch die Tatsache, daß die Zugehörigkeit der Wortformen zu einander keineswegs aus dem Innern des Sprachbewußtseins sich selbsttätig mit geheimnisvoller Kraft ergibt, oder aus theoretisch möglichen Ablautreihen instinktiv erschlossen wird, sondern daß sie bei der Sprachlernung gedächtnismäßig eingeübt wird. Wir empfinden im Deutschen als zusammengehörig *trug* und *tragen*, aber nicht *Krug* und *Kragen*, *winde*, *wand*, *gewunden*, aber nicht *Wind*, *Wand*, *Wunden* oder *Kind* und *Kunden*; es gehören zusammen *sinne*, *gesonnen*, aber nicht *Sinne* und *Sonnen*, *binde* und *banden*, aber nicht *Tinte* und *Tanten*, *biete* und *bot*, aber nicht *Niete* und *Not*, *Sitz* und *saßen*, aber nicht *Fritz* und *fraßen*, *denkt* und *dachte*, aber nicht *lenkt* und *lachte*, *schenkt* und *Schachte*, *senkt* und *sachte*, *kränkt* und *krachte*. Daß die Einübung uns zuweilen im Stiche läßt und wir nach Analogie bilden, wie z. B. *frug* von *fragen* und im Dialekt sogar *jug* von *jagen*, ändert daran nichts.

2) Z. B. Kpelle *bā* „Frucht“ und „Frucht tragen“, *wō* „Stimme“ und „tönen“ usw., vgl. Westermann, Kpelle. S. 141. Im Ewe wird allerdings oft das Substantiv durch vorgesetztes *a-* gekennzeichnet, vgl. Westermann, Ewe-Grammatik. S. 118.

„Baum“, „Platz“ unterordnen, z. B. *ni-me* „Kuhmensch, Pygmäe“¹⁾, *do-wo-nu* „(Arbeit-mache-Ding =) Werkzeug“, *ga-nu* „(Eisen-Ding =) metallenes Gerät“, *χo-me-nu* „(Haus-innen-Ding =) Möbel“, *ne-ti* „(Nuß-Baum =) Kokospalme“, *odum-ti*, *ala-ti*, *ago-ti* (verschiedene Baumarten), *nu-da-fe* „(Ding-koche-Platz =) Küche“, *do-wo-fe* „(Arbeit-mache-Platz =) Werkstatt“ usw. Ein ähnliches Verfahren wenden wir auch in unserer flektierenden Sprache an, wenn wir sagen *Fischermann*, *Gevattermann* oder *Eichbaum*, *Palmbaum*. Auf diese Weise werden viele, wiewohl nicht alle Begriffe einem andern, allgemeineren Begriff zugeordnet. Daneben gibt es aber in beiden Sprachen Worte genug, bei denen ein allgemeiner Begriff nicht ausgedrückt ist, z. B. *fia* „König“, *kplō* „Tisch“ oder im Deutschen *Fischer*, *Gevatter*, *Feind*, *Held*, *Hirt*, *Knecht*, *Wirt*, *Tanne*, *Eiche*, *Linde*, *Palme* etc.

Wie die deutschen Beispiele zeigen, kann man in manchen Fällen die Bezeichnung des allgemeinen Begriffes ausdrücken oder weglassen; vgl. noch *Tigertier*, *Renntier*, *Elentier*, *Walfisch*.

Anders liegt die Sache, wo diese Beifügungen nicht mehr den Charakter eines selbständigen Wortes haben, weil sie veraltet sind und nicht mehr selbständig auftreten. So steht es mit deutschen Worten wie *Hollun-der*, *Wachol-der*, in denen das angefügte *-der* nichts anderes ist als ein früher selbständiges Wort für „Baum“, vgl. engl. *tree*, dän. *træ*, das aber im Deutschen außer Gebrauch gekommen, und dessen Bedeutung so völlig vergessen ist, daß man heute sogar *Hollunderbaum* und *Wacholderbaum* sagen kann, wobei also der Begriff „Baum“ je zweimal ausgedrückt ist. Das sind Ansätze zu einer Klassifizierung der Begriffe. Eine andre Art der Klassifizierung ist es, wenn die Klassen nicht durch selbständige Worte angedeutet werden, sondern durch Bildungselemente. Wir haben schon früher davon gesprochen, daß diese wie das *-heit* (s. S. 29) im Deutschen aus alten Stämmen entstanden sein können. Sie können aber auch einem andern Vorgang ihre Entstehung verdanken, vgl. S. 32ff. Die Klassifizierung durch Endungen ist nun in den indogermanischen Sprachen ganz gewöhnlich.

So bildet man im Lateinischen die Substantiva, die eine handelnde Person bezeichnen, regelmäßig vom Supinstamm auf *-or*, z. B. *can-tor*, *rec-tor*, *scrip-tor*, *doc-tor*, *irri-sor*, Abstrakta auf *-itas* und *-itudo* wie *sanct-itas*, *forti-tudo*, Ställe auf *-ile* wie *bov-ile*, *su-ile*, *equ-ile* usw.

¹⁾ Zur Bezeichnung des handelnden Menschen wird nicht *-me*, sondern *-la* gebraucht, z. B. *nu-fia-la* „Lehrer“, *nu-da-la* „Koch“.

Diese Bildungsweise scheint in indogermanischen Sprachen alt zu sein, da z. B. die Verwandtschaftsnamen für „Vater“, „Mutter“, „Tochter“, „Schwester“, „Bruder“ urspr. gleichlautende Endungen haben. Das weist darauf hin, daß die Endung eine bestimmte Bedeutung hatte.

In den zuerst genannten Beispielen war der Oberbegriff „Mensch“, „Ding“, „Baum“, „Platz“ bereits gegeben. Das ist nun nicht immer der Fall, und es entsteht die Frage, wie es überhaupt zur Bildung solcher allgemeinen Begriffe kommen kann. Wir werden das beim Gebrauch von Fremdwörtern leichter verfolgen können als bei der Bildung deutscher Worte, die schon seit Urzeiten Bürgerrecht in der Sprache haben.

Das Wort *Palme* bezeichnet, seitdem man es auf einen Baum angewandt hat, zunächst gar nicht die besondere Gruppe der Monokotyledonen, die der Botaniker Palmen nennt, denn diese Pflanzengruppe war ja den Mittelmeermenschen, von denen das Wort stammt, gar nicht näher bekannt, sondern es bezeichnet nur eine Spezies, die Dattelpalme. Von daher hat der Deutsche das Wort bekommen, und als er im Laufe der Zeit Bäume kennen lernte, die nach ihrem Bau den Dattelpalmen ähnlich waren, übertrug er das Wort auf sie und gewann so den Oberbegriff *Palme*, dem er nun die Kokospalme, die Fächerpalme, die Ölpalme usw. unterordnete. Noch auffallender ist dieser Weg vom Besonderen zum Allgemeinen bei dem Oberbegriff *Limonade*. *Limonade* bedeutet im Deutschen heute Wasser, das mit Fruchtsaft und Zucker vermischt ist. Das Wort stammt aber von *Limone* ab und bezeichnet also eigentlich ein mit Limonensaft, d. h. Zitronensaft, vermisches Wasser. Aus diesem Sonderbegriff ist es zum Allgemeinbegriff geworden, so daß wir heute unterscheiden zwischen *Zitronenlimonade* und *Himbeerlimonade*.

In ähnlicher Weise werden viele Allgemeinbegriffe entstanden sein, nicht im Wege der bewußten Unterordnung der Sonderbegriffe unter vorher vorhandene Allgemeinbegriffe¹⁾.

Wie stark aber das Bedürfnis des Menschen nach solchen Allgemein-

¹⁾ Humboldt nimmt im Gegensatz hierzu an, daß die allgemeinen Bedeutungen ursprünglich sind und nicht die konkreten und speziellen, a. a. O. S. 399. — Natürlich lassen sich auch dafür Belege finden. Häufig genug bedeutet ein geographischer Name wie *Ache*, *Aa* usw. nichts anderes als „Wasser“, der Name eines Berges wie *Gora* nichts anderes als „Berg“, aber im allgemeinen bezeichnen die Appellativa z. B. für ein Kind zunächst ein einzelnes Wesen, z. B. *Hund*, *Pferd*, *Schaf*, den *Hund*, das *Pferd*, das *Schaf*, das dem Kind bekannt ist. Erst dann wird es auf anderes übertragen.

begriffen ist, beweist besonders die Entwicklung der ägyptischen, babylonischen und chinesischen Schrift.

In allen diesen Schriftarten beginnt man damit, die Bilder einzelner Gegenstände aufzuzeichnen. Sehr bald ergeben sich aber bei der großen Fülle der Bilder und Zeichen Vieldeutigkeiten, die übrigens auch in der Art der Sprache ihre Ursache haben können, z. B. bei gleich oder ähnlich klingenden Worten. Da bedient man sich dann in allen drei Schriftarten desselben Kunstgriffs, daß man zu dem Einzelbegriff, dessen Zeichen man schreibt, den Oberbegriff hinzusetzt, zu dem man ihn rechnet, z. B. bei Namen von Menschen das Bild eines Menschen, bei Namen von Göttern etwa einen Stern, bei unbedeutenden Dingen einen Sperling, bei Baumnamen einen Baum, bei Namen von Steinen das Steinzeichen usw. Es ist so, als wenn wir im Deutschen, um die beiden Worte *Tau* zu unterscheiden, bei dem einen das Zeichen für Wasser, bei dem andern das Zeichen für Faden hinzusetzen würden.

Das ist geschriebene Klassifikation.

In der gesprochenen Sprache ist diese Art, die Begriffe einzuordnen, nirgend so vollständig durchgeführt wie in den afrikanischen Klassensprachen. Wir kennen drei Gruppen solcher Klassensprachen:

1. Die Bantusprachen in Zentral- und Südafrika,
2. Das Ful und verwandte Sprachen im westlichen Sudan,
3. Die Klassensprachen Kordofans.

Von diesen sind die Bantusprachen am besten durchforscht.

Man unterscheidet nun in den Bantusprachen folgende Klassen:

1. Menschen
2. Geister, wozu auch Berg, Feuer, Rauch, Flüsse, Bäume und Krankheiten gehören
3. Dinge, die doppelt vorhanden sind, wie Augen, Ohren, Zähne
4. Flüssigkeiten
5. Werkzeuge, Sitten, Gebräuche, Sprachen
6. Tiere
7. Dinge, die zunächst in der Mehrzahl benannt werden, wie Haar, Brennholz
8. Abstrakta
9. Deminutiva
10. Augmentativa
11. Eine Schmähkklasse
12. Drei Lokativklassen

Natürlich sind nicht alle diese Klassen in jeder Bantusprache nachweisbar, aber abgesehen davon ist die Klasseneinteilung durchaus im lebendigen Gebrauch der heutigen Sprachen.

Die Klassen werden jede durch ein ihr eigentümliches Präfix gekennzeichnet. Im Plural wird ein anderes Präfix gebraucht, denn der Begriff der Klasse wird ja in der Mehrzahl verändert. Der Singular eines Wortes bedeutet z. B. „eins von zweien“, vgl. oben unter 3., oder „eines von mehreren“, vgl. unter 7.¹⁾, der Plural dann zwei oder mehrere. Außerdem ist ja schon der sinnliche Eindruck der Pluralität ein verschiedener, ob man eine Mehrzahl von Menschen, von Bäumen oder von Werkzeugen vor sich hat. So gibt es eine ganze Reihe verschiedener Pluralformen, die wir in Kapitel 10 besprechen werden²⁾.

Damit ist im Unterschied von den isolierenden Sprachen auch eine klare Pluralbezeichnung gewonnen, die den isolierenden Sprachen eigentlich fehlt. Aber die Klasseneinteilung bringt noch einen weiteren Gewinn. Das Demonstrativpronomen, das bestimmend zu dem Nomen tritt, assimiliert sich teilweise oder völlig den Nominalpräfixen und wird so zu einem sichern Hilfsmittel, um die syntaktische Zugehörigkeit eines Begriffs zu einem andern im Satze zum Ausdruck zu bringen. Jedes Pronomen, jede Verbalform, jeder abhängige Genitiv wird auf diese Weise durch Beifügung des Klassenpronomens als zu einem bestimmten Nomen gehörig gekennzeichnet³⁾. Die grammatische Abhängigkeit hat damit einen ganz unmißverständlichen sprachlichen Ausdruck gefunden, während in den isolierenden Sprachen die Stellung der Worte zu einander das einzige Mittel war, um die grammatische Beziehung auszudrücken.

Damit haben diese Sprachen einen neuen Weg beschritten, der für die Entwicklung des Sprachbaus von der allergrößten Bedeutung ist.

Wir werden bei der Besprechung der Kasusformen diese Vorgänge noch weiter zu verfolgen haben.

Diese eigentümliche Klasseneinteilung ist indes wie gesagt nicht auf die Bantusprachen beschränkt. Ich fand in Kordofan Sprachen, die zweifellos auch die Klasseneinteilung haben, ohne zu den Bantu-

¹⁾ Also Individualis.

²⁾ Die Klasseneinteilung ist nicht systematisch, vgl. S. 67, sondern folgt verschiedenen, sich kreuzenden Prinzipien, vgl. meinen Aufsatz „Die afrikanischen Klassensprachen in ihrer Bedeutung für die Geschichte der Sprache“. Scientia. 1931. S. 168.

³⁾ Die Adjektiva werden ebenfalls durch Präfixe dem Nomen zugeordnet, zu dem sie gehören, aber die Art der Verwendung dieser Präfixe ist in verschiedenen Sprachen verschieden.

sprachen zu gehören¹⁾. Wenn hier das Material noch dürftig ist und die Sprachen schon stark zersetzt zu sein scheinen, so ist im westlichen Sudan eine Sprache hellfarbiger Menschen bekannt, das Ful²⁾, das die Klasseneinteilung in demselben oder noch größerem Reichtum hat wie das Bantu, und das auch die Klassenzeichen zum Ausdruck der grammatischen Beziehung gebraucht, wenn auch nicht mit der gleichen Regelmäßigkeit wie das Bantu.

Ein Hauptunterschied zwischen beiden Spracharten schien zu sein, daß das Bantu die Klassen durch Präfixe unterscheidet, während das Ful für diesen Zweck Suffixe verwendet.

Daß dieser Unterschied nicht ein durchschlagender ist, beweisen Mischsprachen, die zwischen beiden liegen, und die sowohl Suffixe wie Präfixe haben — gelegentlich sogar bei demselben Worte, vgl. ZDMG. Bd. LXV. S. 213. Ich habe dort angenommen, daß die Suffixbildung die ältere ist. Das ist, wie wir sehen werden, ein Irrtum, vgl. aber für die Anwendung von Bantupräfixen als Suffixe bei Ebding, Ndem-Sprache: *ma-bato-ma* „Tücher“, *lo'* und *lo'ma* „Wein“, ebda. S. 214., ferner Westermann, Gola a. a. O. S. 32.

Schließlich ist es A. Klingenberg gelungen festzustellen, daß auch das Ful früher Präfixe hatte, und daß Reste dieser Präfixe heute noch im Ful nachweisbar sind³⁾.

Damit ist auch dieser Unterschied zwischen beiden Spracharten als erst allmählich entstanden erkannt.

Auch das Ful hat wie das Bantu verschiedene Formen der Klassenzeichen im Singular und Plural, und die Plurale sind auch hier mannigfaltig, wenn ihre Bildungen auch nicht so zahlreich sind wie im Bantu.

Eine wenn auch entfernte Verwandtschaft des Bantu mit dem Ful und den Klassensprachen Kordofans ist also zum mindesten wahrscheinlich.

Das Ful hat aber eine Eigentümlichkeit, die es vom Bantu besonders unterscheidet. Neben der Klasseneinteilung besteht noch eine zweite Einteilung der Nomina, die eine Einteilung höherer Ordnung zu sein scheint, und die ich deshalb Einteilung in Gruppen genannt habe. Das ist ein Vorgang, der uns hinüberführt zu einer der wichtigsten Erscheinungen der flektierenden Sprachen, zum grammatischen Geschlecht.

¹⁾ Z. f. Kol.-Spr. Bd. VI, S. 164—205. 264—284. VII, S. 36—109.

²⁾ Von andern westafrikanischen Klassensprachen sei besonders das Wolof genannt, vgl. M. Delafosse a. a. O. S. 29—44.

³⁾ Die Permutationen des Biafada und des Ful. Z. f. Eg.-Spr. Bd. XV. S. 180—213. 266—272.

Ich halte es für ausgemacht, daß die Träger der Klassensprachen nicht in Afrika heimisch und daß sie keine Neger waren. Wo aber ihre Heimat gewesen ist, darüber läßt sich heute noch keine Vermutung aufstellen.

9. Das grammatische Geschlecht.

Die flektierenden Sprachen haben in dem grammatischen Geschlecht eine Eigentümlichkeit, die sie scharf von andern Sprachen scheidet. Es ist deshalb zunächst notwendig, den Begriff des grammatischen Geschlechts genau zu bestimmen¹⁾. Wir meinen damit nicht die Tatsache, daß man für Wesen, die durch den Sexus unterschieden sind — also Menschen, Tiere, Pflanzen — verschiedene Namen hat wie im Deutschen *Mann* und *Frau*, *Stier* und *Kuh*, *Hengst* und *Stute*. Wir meinen auch nicht den Sprachgebrauch, daß die Bezeichnungen männlicher und weiblicher Wesen durch einen Zusatz unterschieden werden, z. B. im Ewe *afe-to* „Haus-Besitzer“, „Herr“, *afe-no* „Haus-Mutter“, „Frau“, vgl. Zulu *umfundisi* „Lehrer“, *umfundisi-gazi* „Lehrersgattin“, sondern wir meinen die Anwendung des Genusunterschiedes auf Gegenstände, die mit dem Sexus gar nichts zu tun haben, wonach z. B. *mensa* „weiblich“, aber *Tisch* „männlich“ ist, obwohl ein Tisch keinerlei Geschlechtseigenschaften besitzt. Diese Redeweise erscheint uns selbstverständlich, da wir sie gewöhnt sind; sie ist aber an sich durchaus unlogisch. Wir können auch in den meisten Fällen nicht angeben, warum wir ein Wort dem einen oder andern Genus zuweisen, und müssen in fremden flektierenden Sprachen das Genus jedes Worts mühsam erlernen unter Zuhilfenahme von allerlei Regeln, die dann aber wieder viele Ausnahmen aufweisen. Die einzelnen Sprachen haben eben wie im Falle *mensa*, *sol*, *luna* die Worte verschiedenen Genera zugeteilt, und sogar in derselben Sprache wechselt das Genus in den Dialekten sowie in verschiedenen Zeitabschnitten der Sprachgeschichte. Neben logischen Gründen, die hier wohl einmal vorgelegen haben, spielen auch lautliche eine erhebliche Rolle, und oft kann nur der Sprachforscher die Ursachen ermitteln, die für die Wahl des einen oder des andern Genus entscheidend gewesen sind. Dem Bewußtsein des gewöhnlichen Sprechers sind diese Gründe meist längst entschwunden.

¹⁾ Vgl. S. 17f.

Da in der Mehrzahl der heute gesprochenen Sprachen das Genus nicht nachweisbar ist, werden wir annehmen müssen, daß es im Laufe der Zeit einmal entstanden ist. Wie das geschehen ist, hat sich an der Hand der indogermanischen und der semitischen Sprachen bisher nicht nachweisen lassen, vermutlich deshalb, weil die Bildungen hier bereits erstarrt und die Übergangsformen erloschen sind¹⁾. Im Gebiet der Hamitensprachen liegt die Sache etwas günstiger. Hier haben wir wenigstens die Hoffnung, noch in das Werden des grammatischen Geschlechts hineinsehen zu können. Wir haben eben ältere Bildungen noch im lebendigen Sprachgebrauch vor uns, die uns die Entstehung des grammatischen Geschlechts vielleicht verständlich machen. So dürfen wir für die Hamitensprachen versuchen, die Entstehung des grammatischen Geschlechts aufzuklären und damit den Weg zu zeigen, wie die Semiten — und wie vielleicht auch die Indogermanen — zum grammatischen Geschlecht gekommen sind.

Wir sahen, daß im Ful das Pronomen vor dem Verbum sich keineswegs immer wie im Bantu einfach nach der Klasse des Subjekts richtet, sondern daß dafür *o* eintreten kann, wenn das Subjekt eine Person, *i* wenn es eine Sache oder eine Person ist²⁾. Diese Unterscheidung von Person und Sache, bzw. von Lebendigem und Nichtlebendigem findet sich nun aber nicht nur im Ful, sondern auch sonst in verschiedenen Sprachen. Besonders das Fragepronomen hat ganz allgemein diese Unterscheidung, da es ja von großer Bedeutung ist, ob man nach einer Person oder Sache fragt. Sätze wie: „Wer hat das getan?“ und: „Was hat er getan?“ fordern diese Unterscheidung. Auf wie einfachem Wege sie zustande kommen kann, zeigt das Ewe, das mit dem allgemeinen Fragewort *ka* zusammenfügt *ame-ka* „Mensch-Fragewort“, also „wer?“, *nu-ka* „Ding-Fragewort“, also „was?“, *afi-ka* „Ort-Fragewort“, also „wo?“

Das Suaheli hat *nani* „wer?“, *nini* „was?“. Auch die flektierenden Sprachen verzichten hier auf die Genusbezeichnung, da man ja das Genus nicht angeben kann, wenn die Person ungewiß ist, und unterscheidet nur *quis? quid?* „wer? was?“³⁾ Aber die Unterscheidung

¹⁾ Ich kann der Meinung von Paul nicht folgen, der nach Grimm das Entstehen des Genus aus dem natürlichen Geschlecht erklärt. a. a. O. S. 263f., vgl. Meriggi a. a. O. S. 423.

²⁾ Vgl. S. 54.

³⁾ Paul sagt von *wer?* und *was?* a. a. O. S. 269: „Das Maskulinum wird zum Ausdruck des Persönlichen mit Einschluß des Weiblichen gemacht“ und führt als weitere Beispiele an *jemand* und *etwas*, *niemand* und *nichts*. Wenn ich ihn recht verstehe, hält er das aber für eine neuere Entwicklung, ich halte

beschränkt sich in andern Sprachen nicht auf das Fragepronomen. Das Buschmännische hat im Pronomen besondere Formen für Person und Sache¹⁾, ebenso ein großer Teil der sudanischen Sprachen, vgl. Westermann, Die westlichen Sudansprachen, Berlin 1927, S. 61, 111, 180. Im Türkischen wendet man die Kopula *dir* bei unbelebten Wesen ebenso für den Singular wie für den Plural an, bei belebten Wesen hängt man aber im Plural *-ler* an. In der Sprache der Kâte (Neuguinea) unterscheidet man beseelt (Individuum) und unbeseelt (Gattung) nach G. Pilhofer, Grammatik der Kâte-Sprache in Neuguinea. S. 26, 43. In der Sprache der Marshallinsulaner bildet man den Plural bei Menschen auf *ro, rã, ran*, für Tiere und leblose Wesen auf *ko, kä, kan*, vgl. Erdland a. a. O. S. 200, vgl. Algonkin und mehrere andere nordamerikanische Sprachen in F. Müller, Grundriß, Bd. II, 1, S. 195.

Wenn wir dem gegenüber uns die Klassen des Bantu vergegenwärtigen, so werden wir nicht leugnen können, daß sie keineswegs gleichartig sind, denn 1. ist ihr Gewicht für die Sprache sehr verschieden, 2. ist die Gruppierung nicht streng logisch²⁾.

Zunächst spricht der Mensch eben viel mehr vom Menschen als von Dingen, und daher wird man in den meisten Texten finden, daß die Menschenklasse sehr viel mehr gebraucht wird als die andern Klassen. So wird es gekommen sein, daß die Menschenklasse vor dem Verbum das alte Pronomen *ja* (*a*) fast in allen Bantusprachen unverändert beibehielt, während die andern Klassen dies Präfix veränderten, indem sie es dem Nominalpräfix assimilierten³⁾. Die Menschenklasse war hier im Gebrauch schon so fest, daß eine Änderung nicht mehr eintrat oder, wo sie trotzdem eingeführt wurde, doch nicht alle Verbalformen umfaßte. Außerdem gehörte ja auch die 1. und 2. Person zur Menschenklasse, und wo sie ausnahmsweise sich auf Wesen andrer Klassen bezog, wie in dem Satz „Der Baum sagt: Ich

es dagegen für einen alten und notwendigen Besitz der Sprache, da ja der Sexus hier nicht in Betracht kommt. Daß das Wort „nichts“ eine neuere Bildung ist, ist mir bekannt. Wenn das Fragepronomen adjektivisch ist, ist die Unterscheidung des Genus natürlich möglich: „Welche Frau hat das gesagt?“

¹⁾ *hã* „er, sie, es“ (Personen), *gã* dass. (Tiere und Gegenstände), Vedder Z. f. Kol.-Spr. Bd. I, S. 15f. Für andere Buschmannsprachen trifft das aber nicht zu, vgl. für das /*ɣam* Meriggi, Grammatik, Z. f. Eg.-Spr. Bd. XIX, ferner meine Skizze ebda.

²⁾ Vgl. S. 61.

³⁾ Vgl. meinen „Grundriß einer Lautlehre der Bantusprachen“²⁾. Berlin 1910. S. 39ff.

werde fallen!“ d. h. „der Baum wird fallen“, wurden doch besondere Formen für diese Klassen nicht gebildet.

Dazu kam die Tierfabel, die im Denken des Afrikaners einen so breiten Raum einnimmt, daß die meisten Erzählungen sich mit Tieren beschäftigen. Hier treten die Tiere redend auf und werden infolgedessen in einigen Sprachen sogar der Menschenklasse zugeordnet¹⁾. Aber meist ist das nicht der Fall. Man läßt ihnen das Präfix der Tierklasse, aber man behandelt sie grammatisch, als ob sie zur Menschenklasse gehörten. Das geschieht zwar nicht immer, aber im Laufe der Rede doch vielfach. Im Suaheli ist man noch einen Schritt weiter gegangen und behandelt jedes Tier, auch außerhalb des Märchens, als ob es eine Person wäre, z. B. *nime-my-ona nama* „ich habe es (das Tier) gesehen“. Das Wort *nama* gehört sicher zur Tierklasse; trotzdem braucht man das Objektspronomen *-my-*, das sich auf eine Person bezieht. Meint man mit *nama* aber „Fleisch“, so heißt der Satz *nime-i-ona* „ich habe es (das Fleisch) gesehen“. Hier wird das regelmäßige Pronomen der Tierklasse angewandt.

So stehen also im Bantu die Klassen nicht als gleichgeordnete Größen nebeneinander, sondern die Menschenklasse hat für sich reichlich dasselbe Gewicht wie alle andern Klassen zusammen und hat sogar hier und da die Tierklasse aus einem Teil ihres Besitzstandes verdrängt.

Aber noch in anderer Hinsicht ist die Klasseneinteilung nicht streng logisch, denn den einzelnen Klassen, die einigermaßen klare sachliche Kategorien nebeneinander stellen: Personen, Geister, Tiere, Werkzeuge, treten nun die Kategorien des Verhältnisses: Verkleinerung, Vergrößerung, gegenüber — auch das Schmähprefix gehört hierher; die Kategorien sind sicher den vorigen nicht gleichgeordnet, sondern übergeordnet, und man kann z. B. ein Verkleinerungswort etc. von den Worten aller erstgenannten Klassen bilden. Sehr instruktiv ist der Vorgang im Suaheli, wo das Deminutivpräfix *ka-* verloren gegangen ist und durch das Werkzeugpräfix *ki-* ersetzt wird. Mißverständnisse vermeidet man in folgender Weise. Von *m-ti* „Baum“ bildet man z. B. mit Werkzeugpräfix *ki-ti* „Stuhl, Schemel“. Soll aber *ki-* als Verkleinerungspräfix angewandt werden, so nimmt man *m-ti* zunächst durch das Vergrößerungspräfix *dji-* hinüber in die Kategorie der Klassen, die die Dinge nach der Größe bezeichnen, und bildet *dji-ti* „der große Baum“ und davon dann *ki-dji-ti* „das Bäum-

¹⁾ Z. B. haben im Nyanja die Tiernamen im Plural häufig das Präfix *wa-* (*a-*) der Menschenklasse.

chen“. Das Präfix *ki-* kann nun nicht mehr als Sachenpräfix mißverstanden werden, sondern ist durch das danebenstehende Vergrößerungspräfix als Deminutiv gekennzeichnet.

Auch der Individualis (eins von zweien oder eins von mehreren), der also eine Anzahl bezeichnet, steht nicht streng logisch neben den andern Klassen, und das wird neben lautlichen Anklängen dazu beigetragen haben, daß er in manchen Bantusprachen mit dem Augmentativ verschmolz¹⁾. Jedenfalls hebt sich zunächst die Personenklasse stark von den andern Klassen ab, und sicher sind Augmentativa, Deminutiva etc. freiere Bildungen, die die rein gegenständliche Klasseneinteilung durchkreuzen²⁾.

Für diese Gruppierung der Worte, die neben der eigentlichen Klasseneinteilung hergeht, sie überschattet und sich so scheinbar neben sie stellt, hat sich nun im Ful eine eigentümliche lautliche Grundlage herausgebildet, die einen andern, zufälligen Ursprung zu haben scheint, aber nun vom Sprachbewußtsein damit in Verbindung gebracht wird — allerdings nicht vollständig, denn es gibt Beispiele genug dafür, daß entfernt nicht alle Worte diesem Schema unterworfen sind, wie ja auch im Bantu das Vordringen der Menschenklasse in verschiedener Weise zu beobachten ist. Aber für einen Teil der Worte des Ful ist der Anlautwechsel doch so zwingend geworden, daß er auch auf Fremdworte angewandt wird, wo keine phonetische Basis dafür vorhanden ist.

Seit langem war es den Ful-Grammatikern aufgefallen, daß in der Menschenklasse mit dem Suffix *-o*, pl. *-be* der Anlaut sich in vielen Fällen änderte. War der Anlaut im Singular explosiv, so wurde er im Plural frikativ, z. B. *pul-o* „ein Fulmann“, *ful-be* „die Ful“.

Ich habe angenommen, daß die Frikativa der ursprüngliche Laut ist, und daß im Singular ein Präfix davorgetreten ist, als das ich *l-* vermutete. Dieses *l-* verschmolz dann mit der Frikativa zu *p*.

Ebenso war es den Ful-Grammatikern aufgefallen, daß Worte, die Nicht-Personen bezeichnen, neben mannigfachen Suffixen auch Veränderungen des Anlauts zeigen, die aber denen der Personenklasse entgegengesetzt sind. Bei Nicht-Personen hatte der Singular den frikativen Anlaut, der Plural den explosiven, z. B. *fitan-du*, pl. *pital-i*

¹⁾ Z. B. im Suaheli. Das eine kann als das hervorragende verstanden werden.

²⁾ Auch die Lokativklassen stellen einen den übrigen nicht gleichgeordneten Typus dar, da sie ja von Worten aller Klassen gebildet werden können.

„Seele“. Ich nahm an, daß auch hier ein präfigiertes *l-* die Ursache war, das aber hier im Plural und nicht im Singular vorgesetzt wurde.

Neben diesem einen Wechsel des Anlauts gibt es im Ful noch eine weitere Tauschbewegung, die früher vielfach damit zusammengeworfen wurde, sich aber bei den stimmhaften Lauten streng davon unterscheidet. Hier ist nämlich der Unterschied nicht der von Frikativa und Explosiva, sondern der von Explosiva und Nasalverbindung, z. B. *gero-gel*, pl. *ngero-koi* „das kleine Huhn“ neben *ngor-a*, pl. *gor-ho* „der große Mann“. Darnach haben Augmentativa und Deminutiva ihre besonderen Anlautgesetze, wobei die Deminutiva im Singular die Explosiva und im Plural die Nasalverbindung haben, die Augmentativa im Singular die Nasalverbindung, im Plural die Explosiva.

Die stimmlosen Laute haben nur dialektisch noch Reste des Nasals erhalten; im übrigen ist hier der Unterschied von Explosiva und Nasalverbindung aufgegeben. Als Ursache der Explosiva nahm ich auch hier wieder ein *l-* an, als Ursache der Nasalverbindung einen Nasal. Auch hier lag also eine Tauschbewegung vor, die ich Polarität genannt habe¹⁾.

Wir fanden das Schema:

	Singular	Plural
1. Personen	<i>l-</i>	-
2. Nicht-Personen	-	<i>l-</i>
3. Deminutiva	<i>l-</i>	Nasal
4. Augmentativa	Nasal	<i>l-</i>

Es erweckte den Eindruck, daß diese Einteilung über die alte Einteilung nach Suffixklassen gewoben wäre und sie zu verdrängen begonnen hätte.

Gegen diese Auffassung mußte schon das bedenklich machen, daß der Unterschied von Person und Sache ja in vielen Sprachen nachweisbar und also sicher älter ist als die Klasseneinteilung. Außerdem hat aber Klingenheben auf die Tatsache hingewiesen, daß es eine Anzahl von Beispielen gibt, in denen der Anlaut im Singular und Plural gleich ist, so daß man mindestens noch eine fünfte Präfixgruppe annehmen muß, z. B. *gimol*, pl. *gimi* „Lied“, vgl. Klingenheben, Die Präfixklassen des Ful²⁾.

¹⁾ ZDMG. Bd. LXV, S. 201ff.

²⁾ Z. f. Eg.-Spr. Bd. XIV, S. 189—222. 290—315.

Vor allem aber hat er betont, daß keineswegs nur die Augmentativa den oben beschriebenen Anlautwechsel zeigen, sondern auch Nomina anderer Klassen. Durch Vergleiche mit dem Biafada hat er dann unwiderleglich erwiesen, daß zwar meine Annahme richtig ist, daß *l*- und ein Nasal den Wechsel des Anlauts bewirkt haben, daß das aber nicht irgend welche neuen Präfixe sind, die mit besonderer Funktion vor den Stamm getreten waren, sondern daß es einfach Reste der alten Klassenpräfixe sind, die heute suffigiert werden, z. B. in der Deminutivklasse *l*- als Rest von *-ngel* und im Plural *h*- als Rest von *hoñ*¹⁾.

Auch das Ful hat also früher Präfixe gehabt wie das Bantu, hat aber dann dem Nomen die Präfixe, vermutlich in der Form eines Demonstrativs suffigiert und schließlich die bedeutungslos gewordenen Präfixe abgeworfen, bis auf die dürftigen Reste, die uns im Wechsel des Anlauts begegnen sind. Wo also statt der Frikativa eine Explosiva eintritt, schloß das Präfix ursprünglich mit *l*; wo eine Nasalverbindung eintritt, schloß es auf einen Nasal, wo der ursprüngliche Laut erhalten ist, schloß das Präfix vokalisch.

Die Frage, warum denn nun die Präfixe verschieden auslauten, ist dabei natürlich noch zu beantworten.

Man wird Klingenheben in seinen scharfsinnigen Untersuchungen rückhaltlos beipflichten können und darf dabei doch nicht vergessen, daß heute im Sprachbewußtsein der Wechsel des Anlauts so fest mit dem Sinn z. B. der Personenklasse verbunden ist, daß man ihn wie gesagt auch auf Fremdworte ausdehnt, z. B. *kefër-o*, pl. *hefer-òbe* „der Ungläubige“. Hier ist *h* sicher nicht ursprünglich, sondern *l*. Aber der Wechsel von *k* zu *h* vollzieht sich nach Analogie der andern Formen der Personenklasse²⁾.

Wenn also die Ursache des Anlautwechsels auch eine rein phonetische war, so haben sich damit andere Vorstellungen verknüpft, die um so stärker waren, als die Ungleichartigkeit der Klassen ja im Ful dieselbe ist wie im Bantu. Wir sahen außerdem, daß sich im Verbalpronomen der Gebrauch von *o* für die Personenklasse und von *i* für andere Klassen an die Stelle der Klasseneinteilung zu setzen beginnt. Damit verschwindet dann eins der wichtigsten Merkmale der Klassensprachen, daß nämlich die Satzkonstruktion von der Klasseneinteilung beherrscht wird, und wir sehen den Vorgang sich

¹⁾ Dieser Zusammenhang ist freilich heute nicht mehr bei allen Klassen erkennbar.

²⁾ Weitere Beispiele bei Klingenheben a. a. O. S. 198f.

anbahnen, der uns aus den flektierenden Sprachen geläufig ist, daß die Klasseneinteilung sich im wesentlichen nur in der Wortbildung auswirkt. Allein der Unterschied von Person und Sache bleibt erhalten und in gewissem Sinne der von Groß und Klein, wenn auch längst nicht in der Allgemeinheit und Bestimmtheit wie Person und Sache.

Dabei spielen noch die Tatsachen eine Rolle, daß man geneigt ist, große, starke, wichtige Tiere wie Elefanten, Pferde, Rinder als Personen zu behandeln und kleine Menschen wie Frauen und Kinder, auch Sklaven als Sachen¹⁾.

So wird es gekommen sein, daß die Personengruppe vor allem die Männer umfaßte und sich so zum grammatischen Maskulinum ausbildete. Die Sachengruppe wurde dann Femininum.

So wird es sich ferner erklären, daß im hamitischen Bedaue, das sich des grammatischen Geschlechts sonst ähnlich wie eine Semitensprache bedient, die vokalisch auslautenden weiblichen Eigennamen als grammatische Maskulina behandelt werden²⁾. Das grammatische Maskulinum ist eben eigentlich Personenklasse und hat mit dem Sexus nichts zu tun.

Die Bedaue sind Hirten und halten besonders auch viele Rinder. Die Kuh *ša'* ist für sie von besonderer Wichtigkeit und wird deshalb als Maskulinum behandelt, d. h. sie ist in die Personenklasse gewandert. Sätze wie: „Ich habe die Kuh gemolken“ lassen gar keinen Zweifel daran, daß es sich wirklich um weibliche Tiere handelt. Ist aber mit *ša'* nicht die lebende Kuh, sondern das Fleisch, also eine Sache gemeint, so bleibt das Wort in der Sachenklasse, d. h. es ist grammatisches Femininum³⁾.

Wir haben gesehen, daß die Personenklasse dominierend den andern Klassen in ihrer Gesamtheit gegenübertritt, und werden so begreifen, daß der Unterschied von Person und Sache alle andern Klassenunterschiede in der Satzkonstruktion verdrängte, auch den Unterschied von großen und kleinen Dingen, das Kollektivum und den Individualis, also Klassen, die das Verhältnis der Dinge zu einander ausdrücken und zu den gegenständlichen Klassenunterschieden außer Beziehung stehen.

¹⁾ Westermann, Handbuch des Ful, S. 201, Note.

²⁾ Vgl. Meinhof, Die Sprachen der Hamiten, S. 139f.

³⁾ *ša'* „Rind“ und *ša' (ša)* „Fleisch“ scheinen aber verschiedene Wörter zu sein. Vgl. L. Reinisch, Die Bedauesprache, Gramm. S. 59, 60; vgl. ferner den Vorgang im Suaheli oben S. 66.

Da die Sprachen nun aber diese Klassen der Quantität und Qualität überkommen haben, müssen sie auch auf den Unterschied von Person und Sache verteilt werden, und so kommt es, daß man die Größenklasse zur Personenklasse, d. h. dem grammatischen Maskulinum, die Verkleinerungsklasse zur Sachenklasse, also zum grammatischen Femininum stellt.

So bezeichnet im Nama oft das Maskulinum Größe, das Femininum Kleinheit, z. B. *hai-b* m. „Baum“, *hai-s* f. „Strauch“. Ebenso im Masai z. B. *ol-alem* m. „Schwert“, *engalem* f. „Messer“. Ebenso bezeichnet im Bedaue das Maskulinum neben dem Sexus auch Größe, Ansehen, Energie, das Femininum Kleinheit, Schwäche, Passivität¹⁾. Die Größenbezeichnung läßt sich nicht überall nachweisen, aber das Femininum zum Ausdruck der Kleinheit ist in Hamitensprachen viel in Gebrauch, z. B. im Bilin²⁾, Chamir³⁾, Kafa⁴⁾, Schilh⁵⁾. Dabei tritt unter Umständen die Beziehung zum Sexus ganz zurück. Im Schilh ist *ambur* „alte Jungfer“ bald m. bald f.⁶⁾ Man bildet ferner im Masai von *ol-tuñani* „der Mann“ die Femininform *enduñani* „der kleine Mann“, von *ol-ayōni* „der Knabe“ die Femininform *engayoni* „der kleine Knabe“. Im Nama ist *sam-i* „die weibliche Brust“ Maskulinum, weil sie groß ist, aber *sam-s* „die männliche Brust“ Femininum, weil sie klein ist⁷⁾. Und so wird verständlich, warum große Tiere wie der Elefant im Nama Maskulina, kleine Tiere wie der Hase Feminina sind. Auch versteht man, daß unbelebte Gegenstände wie Steine das grammatische Genus erhalten können. Der große Stein ist Maskulinum, der kleine Femininum, z. B. im Masai.

Die Kollektiva gliedern sich der Sachenklasse an, im Gegensatz zur Personenklasse. So ist im Nama das Femininum zugleich Kollektivum. Neben *ʔAoni-b* m. „Ein Mann des Stammes der *ʔAoni-n*“ steht *ʔAoni-s* f., das entweder eine Frau des Stammes oder den ganzen Stamm bezeichnet. So wendet ja auch der Deutsche das Femininum gern an als Bezeichnung für eine Vielheit von Männern, selbst von Kriegern, z. B. die Rotte, die Kompanie, die Brigade,

1) Reinisch, Die Bedaue-Sprache, Gramm. S. 60.

2) Reinisch, Die Bilin-Sprache, Gramm. S. 85.

3) Reinisch, Die Chamir-Sprache, Gramm. S. 99.

4) Reinisch, Die Kafa-Sprache, Gramm. S. 43.

5) Stumme a. a. O. § 24.

6) Stumme a. a. O. § 23 Anm.

7) Nama *ʔgoub* m. „Vulva der Kuh“, *ʔgous* f. „Vulva der Frau“.

die Division, die Armee, und man stellt als Personifikation des Heerbannes Germania als gewappnetes Weib dar¹⁾).

Im direkten Widerspruch hiermit wird aber auch der Individualis als Femininum aufgefaßt, vermutlich deshalb, weil das einzelne Ding eben kleiner ist als die Gesamtheit, vgl. Schilh *alum* m. „Stroh“, aber *t-alum-t* f. „ein Strohalm“, Bilin *ar* m. „Durra“, aber *ar-ā* f. „ein Korn Durra“. So sehen wir wieder einen neuen Weg, wie das grammatische Geschlecht sich unabhängig vom Sexus ausdehnen konnte²⁾.

Dazu kommt nun aber noch, daß der Unterschied von Person und Sache sich verquickt mit dem Unterschied von Subjekt und Objekt, denn zunächst ist das Subjekt, also der Handelnde, eine Person, das Objekt aber, also das, worauf die Tätigkeit sich bezieht, eine Sache.

Nun bezeichnet im Somali ein *-u* das Subjekt. Im Berberischen ist *u-* Zeichen des dem Verbum nachgestellten Subjekts. Man denkt dabei unwillkürlich an *-u* als Zeichen des Nominativs im Arabischen. Aber *u* erscheint in Semitensprachen und Hamitensprachen gelegentlich als Zeichen des Maskulinum, vgl. Hebr. *hū* „er“, Berber. *y-*, *u-* Anlaut des m.³⁾

Daneben ist *-i* als Zeichen des Femininum in Semiten- und Hamitensprachen nachweisbar, vgl. Hebr. *hī* „sie“ und *-ī* als Femininsuffix am Verbum). Vgl. Bedauye *heba* m., *hebi* f. „mich“, *hoka* m., *hoki* f. „dich“, *-ī* als Femininsuffix am Nomen des Bilin⁴⁾.

Erinnern wir uns daran, daß im Ful *o* als Pronomen der Personenklasse vor dem Verbum erscheint, *i* aber statt mancher anderer Klassenzeichen gebraucht wird, nur selten für Personen⁵⁾, so ist der Zusammenhang aller dieser Formen unter sich nicht unwahrscheinlich.

Das Objekt wird in einigen Hamitensprachen⁶⁾ durch die Postposition *-t* „zu, an“ gekennzeichnet. Im Bedauye geschieht dies nur bei dem femininen Objekt, das, wie wir sahen, eigentlich Sachen-

¹⁾ Vgl. auch im Indogermanischen die Anwendung des Femininum als Kollektivum, Brugmann a. a. O. § 416.

²⁾ Vgl. auch die Verteilung der alten Bedeutungsklassen auf die Genera im Indogermanischen, Brugmann § 437. Wie hier der Baum m. oder f., seine Frucht aber n. ist, so gehört der Baum in vielen Bantusprachen zur Kl. *mu-*, pl. *mi-*, die Frucht aber zur Kl. *li-*, pl. *ma-*.

³⁾ Vgl. S. 54, Anm. 5.

⁴⁾ Reinisch, Die Bilinsprache, Gramm. S. 86.

⁵⁾ Westermann, Handbuch der Fulsprache, S. 221.

⁶⁾ s. S. 87.

gruppe ist. Das maskuline Objekt erhält kein Suffix, oder es wird im Gegensatz zu *-t* durch *-b* gekennzeichnet. Dies *-b* halte ich für verwandt mit dem Maskulinsuffix des Nama *-b¹⁾*. Die Endung *-t* aber erscheint nun in Hamiten- und Semitensprachen als Femininsuffix, auch z. B. im Somali *-o*, lautgesetzlich < **-ad*, **-at*.

In den Berbersprachen wird *t* in der Regel auch noch präfigiert. Dies *t* als Femininzeichen ist dann auch ins Verbum eingedrungen in Hamiten- und Semitensprachen, z. B. Somali *ta-qan* „sie weiß“, Schilh *t-fis* „sie schweigt“, Hebr. *ti-qīl* „sie wird töten“.

Die indogermanischen Sprachen haben nach der Auffassung von J. Lohmann²⁾ neben das Maskulinum zunächst das Neutrum, also die Sachengruppe gestellt, deren Zusammenhang mit der Objektsvorstellung schon darum evident ist, weil hier im Neutrum Nominativ und Akkusativ stets gleich sind und das Neutrum vielfach lautlich mit dem Akkusativ des Maskulinum zusammenfällt. Das Femininum ist nach Lohmann erst späteren Ursprungs, a. a. O. S. 81. Es fehlt nach ihm z. B. noch dem Hethitischen.

Der Plural des Neutrum scheint mit dem Femininum zusammenzuhängen.³⁾ Dieses Neutrum wird im Deutschen in vieler Beziehung ähnlich gebraucht wie die Sachengruppe der Hamitensprachen. Die Deminutiva sind Neutra, also auch hier besteht die Verbindung der Vorstellung von der Sache (im Gegensatz zur Person) mit der des Kleinen. Außerdem bevorzugt der heutige Deutsche zur Bezeichnung weiblicher Personen das Neutrum, z. B. die Deminutiva „das Mädchen“, „das Fräulein“ und auffallenderweise zur Bezeichnung des Geschlechtsunterschiedes „das Weib“. Im rheinischen Dialekt spricht man von einem Mädchen nur in neutrischer Form *et*. Wenn man *Mensch* mit sächlichem Artikel gebraucht, ist das verächtlich, bezeichnet aber stets ein weibliches Wesen, während *der Mensch* wie franz. *l'homme* stets einen Mann bezeichnet⁴⁾.

¹⁾ Vielleicht auch mit *-ba*, das im Somali das Subjekt kennzeichnen kann.

²⁾ Genus und Sexus. Göttingen. Vandenhoeck & Ruprecht. 1932.

³⁾ Vgl. Meriggi a. a. O. S. 422.

⁴⁾ Erst neuerdings ist es Gebrauch geworden, auch von weiblichen Personen *der Mensch* zu sagen, z. B. *ein wertvoller Mensch*. Gregor v. Tours erzählt in „zehn Bücher fränkischer Geschichte“ VIII, 20, daß auf der Synode von Mâcon am 23. Okt. 585 ein Bischof die Behauptung aufstellte, man könne das Weib nicht unter die Benennung Mensch begreifen. Er mußte erst von den andern Bischöfen auf Grund der Bibel belehrt werden, ehe er seinen Irrtum einsah. Vgl. Geschichtsschreiber der deutschen Vorzeit, übers. von W. v. Giesebrecht. Leipzig 1878. Bd. II. S. 79.

So ist uns Deutschen der Zusammenhang der Sachengruppe mit dem weiblichen Sexus durchaus geläufig, und wir sehen in modernen Deutsch weibliche Personen in das grammatische Neutrum abwandern¹⁾).

In afrikanischen Sprachen finden sich nur Ansätze zum Neutrum, die ich übergehe. Das „Neutrum“ des Hottentottischen verdient diesen Namen nicht. Die Form ist ein Kommune für den unbestimmten Artikel, ähnlich der betreffenden Form im Ägyptischen.

Die Grammatiken pflegen festzustellen, daß im Semitischen das Neutrum durch das Femininum ausgedrückt wird. Es wäre wohl eigentlich richtiger zu sagen, daß das Neutrum, d. i. die Sachengruppe, hier auch das Femininum mit bezeichnet.

Es gibt aber noch einen merkwürdigen Vorgang in den Hamiten- und Semitensprachen, der aus ihrer Beziehung zu den Klassensprachen Licht erhält.

Wir sahen oben, daß nicht nur die Singulare der Nomina, sondern auch die Plurale in den Bantusprachen und im Ful nach Klassen gruppiert sind.

Es ist zwar nicht so, wie viele Bantugrammatiker behaupten, daß jede Klasse ihren eigenen Plural hat, denn die Zahl der Singular- klassen ist größer als die Zahl der Pluralklassen. Aber das ist richtig, daß mit dem Wechsel des Numerus auch stets ein Wechsel der Klasse verbunden ist, also z. B. im Bantu Menschenklasse *mu-*, pl. *va-*, Werkzeugklasse *ki-*, pl. *vî-*, Verkleinerungsklasse *ka-*, pl. *tu-* usw. Wenn also im Ful auch heute noch die Suffixe im Numerus wechseln, z. B. Menschenklasse *-o*, pl. *-'be*, Verkleinerungsklasse *-ngel*, pl. *-konî*, Baumklasse *-ki*, pl. *-'de*, so versteht es sich nach Klingenhobens Entdeckung von selbst, daß nun auch der Anlaut des Nomen im Plural wechselt, wie wir das oben beobachten konnten; es geschieht zwar nicht immer, aber doch in vielen Fällen.

Wo nun, wie wir sahen, die Klassenunterschiede zurücktraten und vom Genus abgelöst wurden, da darf es uns nicht wundernehmen,

¹⁾ Während hier also das Femininum sogar bei Personen durch das Neutrum wiedergegeben wird, ist in einem Teil der germanischen Sprachen, nämlich in den nordischen Sprachen, der Unterschied von Maskulinum und Femininum beim Nomen geschwunden und daneben nur noch das Neutrum erhalten, z. B. Dän. *mand-en* „der Mann“, *fru-en* „die Frau“ aber *svin-et* „das Schwein“. Freilich wird die Personenklasse auch auf Nichtpersonen angewandt, z. B. *hest-en* „das Pferd“, und das Neutrum auch für Personen, z. B. *barn-et* „das Kind“. Es ist also doch nicht einfach ein Zurückkehren zu der alten Unterscheidung von Person und Sache.

wenn nun auch des öfteren, wiewohl nicht immer, der Genuswechsel mit dem Numeruswechsel verbunden ist. Wir sahen oben schon, daß die Kollektiva vielfach als Feminina auftreten. Deshalb endigt im Somali das vom maskulinen Singular gebildete Kollektivum, das in vielen Fällen den Plural vertritt, auf *-o* < **-at* und ist Femininum. So wird es sich erklären, daß im Arabischen der Pluralis fractus auch der Maskulina ein Femininum ist. Im Deutschen kennen wir den Genuswechsel bei Kollektiven, z. B. *der Berg* aber *das Gebirge*, *die Wolke* aber *das Gewölk*, *der Wurm* aber *das Gewürm*, *der Busch* aber *das Gebüsch*, *der Trank* aber *das Getränk*. Einen entgegengesetzten Genuswechsel konnten wir beim Individualis beobachten, wo das Einzelne als Femininum, das Ganze als Maskulinum auftrat, s. S. 71 f.

Aus dem Bedürfnis, mit dem Numerus auch das Genus zu wechseln, das als Rest der Klasseneinteilung anzusehen ist, muß man aber erklären, daß im Somali jeder feminine Singular im Plural Maskulinum wird, und daß in Semitensprachen einige Zahlwörter das umgekehrte Genus haben wie das zugehörige Nomen. Im Hebräischen hat 'āb „der Vater“ feminine Pluralendung in 'āb-ōt, 'iššā „das Weib“ maskuline Pluralendung in nāš-īm.

Die Satzkonstruktion setzt nun ebenfalls an die Stelle der Korrespondenz der Klassen die Korrespondenz des Genus. Im Bantu ist die Korrespondenz der Klassen meist vollständig. Nur sahen wir, daß die Tiere vielfach nach der Menschenklasse konstruiert werden, obwohl sie das Tierpräfix haben. Aber auch andere Substitutionen kommen vor als Zeichen eines beginnenden Verfalls.

Im Ful ist, wie wir sahen, neben die genaue Korrespondenz von Subjekt und Verbalpronomen schon eine allgemeinere getreten mit *o* für Menschen, *i* für andere Klassen. Im Hausa und in andern Hamiten- und Semitensprachen erscheint nun regelmäßig der Unterschied von Maskulinum und Femininum auch beim Verbum, z. B. Hausa *maifito jā cē* „der Schlächter sagte“, aber *uwā tā mutu* „die Mutter starb“. Im Semitischen ist die Korrespondenz nicht ganz durchgedrungen¹⁾.

Das Adjektivum erhält im Bantu das Klassenzeichen des Substantivs, zu dem es gehört, mit oder ohne pronominale Verbindung, im Ful naturgemäß die Präfix- und Suffixklasse des regierenden Nomen.

In den Hamitensprachen ist die Korrespondenz des Genus zwischen Substantiv und zugehörigem Adjektiv nachweisbar, aber nicht allgemein durchgeführt, z. B. Somali *inan-ki iér-a* „der kleine Junge“,

¹⁾ s. S. 101.

inan-ti iér-ayd „das kleine Mädchen“ neben *nin 'ad* „ein weißer Mann“ und *nāg 'ad* „eine weiße Frau“¹⁾. Im Semitischen ist die Korrespondenz die Regel, es gibt aber auch hier allerlei Ausnahmen.

In indogermanischen Sprachen haben die älteren Formen beim Verbum keinen Genusunterschied, z. B. *laudat* „er lobt, sie lobt“. Erst mit dem Verfall der Suffixe und der Präfigierung der Pronomina erscheint hier der Genusunterschied auch beim Verbum, z. B. franz. *il a* und *elle a*. Sogar im Englischen und im Dänischen hat sich das erhalten. Aber der Unterschied des Genus wird nur beim Pronomen, also nicht bei nominalem Subjekt bezeichnet²⁾.

Ich habe im Vorstehenden mich besonders häufig auf Bantu und Ful bezogen. Klingenheben bezweifelt demgegenüber — meines Erachtens mit Unrecht — daß ein Zusammenhang des Ful mit den Hamitensprachen besteht. So gern ich seiner Kritik meiner früheren Ausführungen zustimme, glaube ich doch, daß er hier zu kritisch ist. Die zunächst rein lautlich begründete Veränderung des Anlauts im Ful ist dann vom Sprachbewußtsein ergriffen worden — das sehen wir wie gesagt an der Ausdehnung der Permutationen des Anlauts auf das Fremdwort, wo sie lautlich nicht begründet ist. Sicher war das Schema der Permutationen im Ful nicht ein exakt mathematisches — das sind die Klassen im Bantu auch nicht, wo dasselbe Wort zu verschiedenen Klassen gehören kann, wo dieselbe Klasse verschiedene Plurale haben kann, wo sogar dasselbe Präfix bald als Singular-, bald als Pluralpräfix gebraucht wird. Die Sprachen sind eben nie ganz konsequent, und die Ansätze zu logischer Gruppierung werden von andern Gesichtspunkten und lautlichen Einflüssen durchkreuzt. Wenn man das in Betracht zieht, wird man die Zusammenhänge doch sehen, ohne daß es noch der Entdeckung einer weiteren Zwischenstufe zwischen Hamitisch und Ful bedürfte, an die Klingenheben denkt³⁾.

¹⁾ Vgl. v. Tiling in Z. f. Eg.-Spr., Bd. X, S. 209ff.

²⁾ Vgl. aber auch moderne Bildungen im Italienischen (nach Meriggi) wie *sono andato* „ich (Mann) bin gegangen“, während die Frau sagt *sono andata*, wo sich das Partizip sogar in der ersten Person nach dem Genus richtet.

³⁾ Auch stützte sich meine Behauptung eines Zusammenhangs zwischen Klassensprachen und Hamitensprachen keineswegs nur auf die „Polarität“ und nicht einmal in erster Linie, sondern es sind andere gewichtige Gründe, die dafür sprechen, und zwar solche linguistischer Art. Die ethnographischen und anthropologischen Zusammenhänge darzustellen, habe ich den Sachverständigen überlassen. Sie beweisen für den Linguisten freilich nichts, aber

10. Die Mannigfaltigkeit der Pluralbildung.

Bei dem persönlichen Fürwort wird eine Pluralbildung zumeist nicht angewandt. Auch im Deutschen gilt zwar *wir* als Mehrzahl zu *ich*, *ihr* als Mehrzahl zu *du*, aber diese „Mehrzahl“ ist ein völlig selbständiges Wort und wurde ursprünglich gar nicht als Mehrzahl empfunden. Einzahl und Mehrzahl sind hier völlig verschiedene Begriffe, und deshalb werden sie durch ein besonderes Wort bezeichnet¹⁾. Beim Hauptwort machen wir die Beobachtung, daß in den isolierenden Sprachen Singular und Plural gleich sind, daß also die Pluralbildung deshalb nicht vorhanden ist, weil man beide gar nicht als verschieden ansieht. Wo es nötig ist, fügt man dem Satz ein Pronomen „sie“ oder einen Begriff „viel“ ein. Steht beim Nomen ein Adjektiv, so erhält nicht Substantiv und Adjektiv das Pluralzeichen — es genügt hier, wenn es einmal im Satz erscheint. Auch das Verbum bedarf keines weiteren Pluralzeichens. Steht beim Substantiv ein Zahlwort, so fällt jede Pluralbezeichnung als überflüssig weg. Hier kann man also nicht von eigentlicher Pluralbildung sprechen.

Anders liegt die Sache überall da, wo man beginnt, die Substantiva begriffsmäßig in Klassen zusammenzuschließen, denn der Begriff der Pluralität ist ein sehr verschiedener bei den verschiedenen Klassen — bei Menschen, Bäumen, Werkzeugen etc. Das tritt schon hervor bei Anwendung der verschiedenen Worte, die zur Bezeichnung einer Menge gebraucht werden. Wir sprechen von einer Flotte bei Schiffen, bei Reitern oder Kriegsschiffen von einem Geschwader,

wenn die Ergebnisse mit denen des Linguisten übereinstimmen, so ist das sicher wertvoll.

Ferner muß ich zugeben, daß der von mir angenommene Zusammenhang der Klassensprachen mit den Hamitensprachen nicht notwendig ein genealogischer ist, sondern sehr wohl auf alte Berührung hinweisen kann, wie das E. Zylharz für möglich hält. Jedenfalls ist aber logisch die Entstehung des Genus verständlicher, wenn ihr eine Klassenbildung vorangegangen ist. Da aber nicht nur in hamitischen, sondern auch in semitischen und indogermanischen Sprachen sich Spuren einer Klassenbildung nachweisen lassen, werden die heutigen Klassensprachen zum Verständnis dieser Bildungsweise herangezogen werden können, auch wenn sie nicht historisch die Vorläufer der flektierenden Sprachen sind.

Jedenfalls habe ich Klängenheben für eine Vertiefung und Berichtigung dieser Untersuchung ganz wesentlich zu danken.

¹⁾ Das ist nun keineswegs in allen Sprachen so. Im Hausa wird der Plural des Pronomen personale mit *-u* vom Singular gebildet, nämlich *mu* < **nu* „wir“ neben *ni* „ich“, *ku* „ihr“ neben *ka* „du“, *su* „sie“ neben *ši* < **si* „er“.

bei Räubern von einer Bande, bei Rehen von einem Rudel und können diese Sammelworte nicht beliebig bei andern Begriffen anwenden. Im Gebiet der indonesischen Sprachen hat man solche Sammelworte in viel größerer Zahl. Man braucht z. B. im Sangir¹⁾ *bau* für runde, *bua* für lange Gegenstände, *bilang* für Papier, Bretter usw., *běka* für Teile, aus denen etwas besteht, *běbulě*, *dědulě* für Haare und Blätter, die abgerissen sind, *lihî* für natürliche Teile von Früchten z. B. Limonen, *kela*, *sela* für flache Scheiben, *gěsa* für Schiffe, *kalěpa* für Goldstücke usw. So verschieden wird hier der Begriff der Pluralität aufgefaßt. Natürlich ist dieser Unterschied begründet in der Verschiedenheit des sinnlichen Eindrucks bei den Mengen. Daraus wird nun weiter verständlich, warum für die mancherlei Dinge, die gezählt werden, auch verschiedene Arten der Zahlworte im Gebrauch sind.

In der Sprache von Nauru²⁾, einer mikronesischen Sprache, gibt es im ganzen 28 verschiedene Reihen von Zahlworten, nämlich 1. die einfachen Zahlen, 2. Zahlen für lebende Wesen, 3. Zahlen für Gruppen lebender Wesen, 4. Zahlen für Früchte und Bäume, 5. für Boote und große Eßschüsseln mit Inhalt, 6. für Trinkschalen und kleine Eßschalen, 7. für Matten, Messer, leere Trinkschalen, 8. für Matten, die mit Fischen gefüllt sind, 9. für Blätter und Federn, 10. für abgewinkelte Streifen usw. Es sind in diesen Zahlenreihen nicht immer alle Zahlen verschieden, aber eben doch einige.

Hieraus wird ferner verständlich, warum die Sprachen, die das Nomen in Klassen einteilen und diese Klassen durch Affixe ausdrücken, nun auch verschiedene Affixe anwenden, um die Plurale zu bilden. So besteht z. B. im Bantu zwar nicht für jede Klasse ein besonderer Plural aber doch für die meisten.

Man hat hier ein besonderes Pluralpräfix 1. für Menschen, 2. für Geister, Bäume etc., 3. Ein Präfix bezeichnet doppelte Dinge, ist also ursprünglich Dual; dasselbe dient auch zur Bildung von Kollektiven. Es gibt ferner Pluralpräfixe 4. für Werkzeuge, 5. für Tiere, 6. für Verkleinerungsworte.

Die Bildung hat sich dabei in der Weise vollzogen, daß das Pluralpräfix ursprünglich vor das Singularpräfix trat³⁾, worauf dann das Wort meistens verkürzt wurde — in der Regel durch Ausfall des

¹⁾ Nach Adriani a. a. O. S. 234.

²⁾ Nach Hambruch a. a. O. S. 31 ff.

³⁾ Z. B. Nyamwezi *m-pela*, pl. *ma-m-pela* „Nashorn“.

überflüssig gewordenen Singularpräfixes¹⁾, gelegentlich auch durch Wiederabfall des Pluralpräfixes, so daß beim Nomen Singular und Plural gleich lauten und nur in der Satzkonstruktion unterschieden werden²⁾).

Im Ful ist die Zahl der Pluralsuffixe erheblich kleiner als die der Singularsuffixe, aber auch hier sind doch noch mehrere verschiedene Pluralformen nachzuweisen, 1. für Menschen, 2. für Deminutiva, 3. für Augmentativa, 4. *-de*, *-di*. usw.

Die verschiedenen Pluralklassen des Bantu haben nun wie die Singulare jede ihren besonderen Pronominalstamm, und die Satzkonstruktion ist also auch im Plural völlig von der Klasseneinteilung beherrscht. Die Zahl „zwei“ lautet im Suaheli *wawili*, wenn von Menschen die Rede ist, *miwili* von Bäumen, *marwili* von Augen, *viwili* von Messern, *mbili* von Häusern. Dementsprechend beginnt die dritte Person Pluralis beim Verbum mit *wa-*, *i-*, *ya-*, *vi-*, *zi-*, je nachdem das eine oder andre Wort Subjekt des Satzes ist.

Im Ful ist diese Regel beim Verbum nicht so streng durchgeführt, aber sie ist doch auch noch in Übung.

Je mehr nun diese Gruppierung der Begriffe zum grammatischen Geschlecht wurde, um so mehr trat in der Satzkonstruktion die Klasseneinteilung zurück. An ihrer Stelle erscheint die Unterscheidung von Maskulinum und Femininum im Singular und Plural. So hat im Nama das Verbum im Plural das Pronomen *gu* für das Maskulinum, *ti* für das Femininum, *n* für das Kommune.

Wo nun die Klasseneinteilung für die Satzkonstruktion ihre Bedeutung verloren hat, hat sie vielfach doch noch für die Wortbildung Geltung behalten, vor allem bleiben hier die mannigfachen Formen der Pluralbildung noch vielfach in Übung. Wie groß der Formenreichtum bei der Pluralbildung sein kann, zeigt u. a. das Masai, wo sich allerdings nur bei einem Teil der Formen eine Funktion nachweisen läßt. So bilden hier viele Bezeichnungen von Personen den Plural auf *-k*, z. B. *ol-barno-ni*, pl. *il-barno-k* „der Barbier“, aber auch bei Femininen, z. B. *engapya-ni*, pl. *ingapya-k* „die Witwe“. Den Genusunterschied deutet das Präfix an, das Suffix, das auf die Zugehörigkeit zur Personenklasse hinweist, ist für beide Genera gleich. Freilich bilden auch einige Nichtpersonen den Plural auf *-k*, z. B. *engej-u*, pl. *engej-ek* „das Bein“. Sonst haben die Nichtpersonen sehr

¹⁾ Z. B. Suaheli *ki-ti*, pl. *vi-ti* „Stühle“.

²⁾ Z. B. Suaheli *ni-umba hii* „dieses Haus“, *ni-umba hizi* „diese Häuser“ für urspr. **zi-ni-umba hizi*.

verschiedene Pluralendungen, deren Funktion sich bisher zumeist nicht feststellen ließ, auf *-a*, *-o*, *-i*, *-it*, *-in*, *-ni*, *-ta* usw. Auch einige Personen bilden den Plural so, z. B. *ol-čokut*, pl. *il-čokut-i* „der Hirte“.

Sicher bestimmen läßt sich auch hier der Individualis, z. B. *ol-ašumba-i*, pl. *il-ašumba* „der Suaheli“, *enğera-i*, pl. *iğera* „das Kind“ usw.¹⁾

In anderen Hamitensprachen lassen sich noch weitere gesetzmäßige Unterschiede der Bildungsweise und der Funktion nachweisen, wobei beachtenswert ist, daß hier die Reduplikation des Wortes als Pluralausdruck häufig ist, die bei den Klassensprachen fehlt. Außerdem überwiegen bei der Funktion die das Verhältnis der Begriffe ausdrückenden Unterschiede wie Individualis, Kollektivum, während die rein gegenständlichen Unterschiede wie Tiere, Bäume, Werkzeuge etc. zurücktreten.

Im Somali bildet das Maskulinum zwei verschiedene Arten des Plurals. 1. Der distributive Plural, bei dem die Individuen in ihrer Vereinzelung bleiben. Dieser Plural wird durch Verdoppelung gebildet und ändert das Genus nicht, z. B. *būl*, pl. *būlal* „Hüfte“, *nin* (< **nim*), pl. *niman* (< **nimam*) „Mann“. 2. Der kollektive Plural, bei dem die Begriffe in eine Einheit zusammengefaßt werden. Man bildet ihn durch die Femininendung *-o* < **-at*, und das Nomen wird Femininum²⁾, z. B. *būl*, pl. *búlo*, *nin*, pl. *nimo*. Das Femininum auf *-o* bildet aber den Plural auf *-yin*, und diese Plurale sind stets Maskulina, z. B. *aběso* „Schlange“, pl. *aběšóyin*.

Sehr weit verbreitet ist in den Hamitensprachen die Bildung des Individualis, den wir schon bei den Klassensprachen vorfanden³⁾ und beim Masai erwähnten⁴⁾. Hier ist der Plural älter als der Singular, z. B. Chamir *bil* „Motten“, *bel-á* „eine Motte“, *lēs* „Tränen“, *lēs-á* „eine Träne“, *fiz* „Same“, *fez-á* „ein Samenkorn“. Diese Plurale, die in singularischer Form auftreten wie im Deutschen „Haar“, „Sand“, „Gras“, können nun aber wieder Plurale bilden und zwar unter Anwendung der Reduplikation und in der Funktion eines doppelten Plurals, z. B. Chamir *fiz* „Same“ aber *fizze* „die Samenhaufen“.

Wie hier und im Somali unterscheidet man auch in andern Sprachen

1) s. Hollis, Masai, S. 18—34.

2) Vgl. S. 75. Im Indogermanischen wird ein solches kollektives Femininum dann als Plural des Neutrum aufgefaßt, vgl. Brugmann § 435.

3) s. S. 61.

4) s. oben.

reduplizierte Pluralformen von den durch Endung gebildeten, nur daß dann zuweilen den beiden Pluralformen auch zwei Singularformen mit verschiedener Funktion entsprechen, von denen die eine das einzelne Wesen bezeichnet, also den Individualis, die andere die ganze Art dieser Wesen, also den Generalis, wie Reinisch treffend diese Bildung nennt:

- z. B. Bilin¹⁾ *dimmā-rā*, pl. *dimmū-t* „die einzelne Katze“, pl. „die Katzen“, *dimmā*, pl. *dimāmū* „Katzen im allgemeinen“.
 Irob-Saho²⁾ *adām-to*, pl. *adām-tit* „der einzelne Mensch“, *adām*, pl. *adāmum* „Mensch im allgemeinen“.

Über diesen Generalis hinaus gibt es nun noch einen Universalis, der alle Wesen einer bestimmten Gattung zusammenfaßt:

- z. B. Chamir³⁾ *ieslēm-ā* „ein Moslem“, pl. *ieslēm-en*, aber *ieslēm-en-t* „die muselmanische Welt“.
 Somali⁴⁾ *nāg*, pl. *nāg-o* „Frau“, aber *nag-aīāl* „die Frauenwelt“, *nīn*, pl. *nīm-o* „Mann“, aber *nīm-aīl* „die Männerwelt“⁵⁾.

Hieraus wird verständlich, wie es möglich ist, daß im Hausa das Nomen in der Regel verschiedene Pluralformen hat, von denen die einen durch Endung, die andern durch Reduplikation gebildet sind. So bildet man von *širgi* „das Packen“ die Plurale *širgōgī* und *širgaigai* durch Verdoppelung, *širg-una* durch Endung.⁶⁾

Es sprechen allerlei Anzeichen dafür, daß auch hier die verschiedenen Bildungen ursprünglich verschiedene Funktion haben. Die Sache ist aber noch nicht klar erkannt⁷⁾.

Diesen Bildungen ähnlich sind manche der arabischen Plurale, die entweder durch Endung oder durch inneren Vokalwechsel gebildet werden, Formen, die nach dem S. 52 Gesagten wenigstens z. T. auf alte Reduplikationsformen zurückgehen,

¹⁾ A. a. O. S. 87.

²⁾ A. a. O. S. 25ff.

³⁾ A. a. O. S. 104.

⁴⁾ Reinisch, Die Somali-Sprache, III. S. 45f.

⁵⁾ Vgl. die ähnliche Bildung im Bantu, z. B. Zulu *um-zulu*, Sing. zu *a'ba-zulu* „eine bestimmte Anzahl Zulu“, *ama-zulu* „das ganze Zuluvolk“.

⁶⁾ Wegen der aus Reduplikationsformen entstandenen ablautähnlichen Bildungen s. S. 50ff.

⁷⁾ Doch vgl. Taylor a. a. O. S. 81ff.

z. B. *sārif*, pl. *sārif-ūna* „Dieb“,
aber *raǧul*, pl. *riǧāl* „Mann“,
tāǧir, pl. *tiǧār* „Kaufmann“,
fāris, pl. *fawāris* „Reiter usw.¹⁾

Zu den Numerusformen, bei denen gegenständliche Unterschiede unberücksichtigt bleiben, gehört nun aber auch der Dualis. Wir sahen im Bantu, daß eine Klasse der doppelt vorhandenen Dinge nachzuweisen ist. Dementsprechend finden sich in den Hamitensprachen Dualformen, z. B. im Ägyptischen²⁾ für paarweis vorhandene Dinge wie Arme und Beine, indes gelegentlich auch für andere Begriffe, die nur zufällig zu zweit sind, wie z. B. zwei Schwestern. Aber diese Bildungen sind im Ägyptischen schon früh verschwunden. Reste des Dualis finden sich auch im Schilth³⁾.

Im Nama⁴⁾ hat sich der Dualis jedoch so ausgedehnt, daß beliebige zweimal vorhandene Personen oder Gegenstände im Dualis auftreten, so daß oft die Zahl zwei dadurch ersetzt wird.

Im Ägyptischen wird „drei“ als Mehrzahl empfunden. Man setzt in der Schrift beim Dual die Zeichen zweimal, beim Plural dreimal, auch wenn es sich um mehrere Gegenstände handelt⁵⁾.

Je mehr die Klasseneinteilung nun aber für die Satzkonstruktion zurücktritt, desto mehr ist auch das Schwinden der Pluralbildungen vorbereitet, so daß in manchen Fällen nur der Unterschied von Person und Sache, bzw. Maskulinum und Femininum übrig bleibt.

In der Sprache der Marschall-Insulaner ist das Pluralzeichen bei Personen *ro*, bei Sachen *ko*.

Im Nama unterscheidet man auch im Plural bestimmte und unbestimmte Formen. Die unbestimmten sind Kommune, die bestimmten sind verschieden für Maskulinum und Femininum.

Im Hebräischen hat man neben dem Dualis nur zwei Formen für den Plural, eine für das Maskulinum und eine für das Femininum,

¹⁾ Auch im Arabischen gibt es Plurale, die das Mengen- oder Größenverhältnis anzeigen, z. B. die Plurale der kleinen Anzahl (3—5) und die Plurale der Menge (Caspari-Müller § 305), die Plurale der Deminutiva (ebenda p. 139, 156); vgl. auch das Nomen unitatis (den Individualis) neben dem Kollektivum (ebda. § 198).

²⁾ Erman, Ägyptische Grammatik.³ 1902. § 124.

³⁾ Vgl. Stumme a. a. O. § 60.

⁴⁾ Z. B. *khoi-kha* m. „zwei Männer“, *khoi-ra* f. „zwei Frauen“ oder c. „zwei Menschen“. Das Korana hat auch im Dual besondere Formen für m., f. und c. vgl. Meinhof, Der Koranadialekt des Hottentottischen. Berlin 1930. S. 32, 43.

⁵⁾ Oder man setzt zwei bzw. drei Striche neben das Zeichen.

aber diese lassen noch erkennen, daß sie Reste früheren Reichtums sind. Es ist schon im Nama nicht so, daß in den Pluralsuffixen sich Numeruszeichen und Genuszeichen erkennen ließe, und im Hebräischen sind die beiden Formen sogar ganz verschiedener Bildung. Das maskuline Suffix *-im* ist jedenfalls verwandt mit dem *-in*, *-una* der andern Semitensprachen und dem *-in*, *-un*, *-an* der Hamitensprachen. Die Femininendung *-ot* steht lautgesetzlich für altes **-āt*, und dies ist doch wohl Reduplikationsform des alten Singularsuffixes **-āt*. Beide Bildungen unterscheiden sich also voneinander ähnlich wie die oben angeführten Bildungen der Hamitensprachen, die eine als reine Suffixbildung, die andere als Reduplikationsform.

Von den eigentümlichen Tauschbewegungen, die sich beim Wechsel von Numerus und Genus herausstellten, war schon die Rede¹⁾. Im Griechischen wird das pluralische Neutrum, das mit dem singularischen Femininum verwandt ist, noch regelmäßig mit singularischer Verbalform verbunden.

Aus dem allen ergibt sich aber, daß die Mannigfaltigkeit der Pluralbildung sich am einfachsten aus der Klasseneinteilung erklärt. Manche verschiedene Bildungen des Duals und Plurals haben heute noch verschiedene Funktion²⁾, wenn diese sich auch in der Satzkonstruktion nicht mehr auswirkt.

11. Kasus.³⁾

Wenn man von Flexion spricht, denkt man zunächst an die Abwandlung des Nomen und des Verbum durch Affixe, also an Deklination und Konjugation. Es unterliegt keinem Zweifel, daß viele, wohl die meisten der heute gesprochenen Sprachen eine solche Abwandlung des Nomen nicht kennen — mag das Nomen im Satz diese oder jene Stellung haben, es bleibt vollkommen unverändert. Damit ist natürlich nicht

¹⁾ Vgl. S. 67 ff.

²⁾ Vgl. lat. *loci*, *loca*, deutsch *Orte*, *Örter*, *Worte*, *Wörter*, engl. *brethren*, *brothers*.

³⁾ Vgl. hierzu meinen Beitrag „Der Ausdruck der Kasusbeziehungen in afrikanischen Sprachen“ zu der Gedenkschrift Trombetti, die demnächst erscheinen soll.

gesagt, daß die gegenseitige Beziehung der Worte im Satz, die z. B. im Lateinischen durch Kasusendungen ausgedrückt wird, überhaupt nicht angedeutet werden könnte. Es muß ja in allen Sprachen der Welt erkennbar sein, ob z. B. die drei Begriffe *Mann*, *schlagen*, *Knabe* bedeuten sollen, daß der Mann den Knaben schlägt, oder daß der Knabe den Mann schlägt. Ferner muß ja erkennbar sein, ob die beiden Begriffe *Vater*, *Freund* heißen sollen „der Vater des Freundes“ oder „der Freund des Vaters“. Also muß die Kasusbeziehung überall zum Ausdruck kommen. Es ist aber nicht notwendig, daß sie durch Präfixe oder Suffixe am Nomen, also durch Veränderung des Nomen ausgedrückt wird. Sie kann sehr wohl auf andere Weise angedeutet werden, und wenn dies nur irgendwie geschieht, so ist das für das Verstehen des Gesagten ja vollkommen ausreichend.

Aber zunächst ist es fraglich, ob die verschiedenen Kasusbeziehungen überhaupt so gleichartige Vorgänge sind, daß man sie als zusammengehörig betrachten kann.

Den Vokativ hat man schon seit einiger Zeit ausgeschieden, weil er nicht eine Beziehung des Nomen zu andern Satzteilen ausdrückt, sondern das Nomen, auch das alleinstehende, als Ausruf gebraucht.

Wie der Lateiner *-e* statt der Kasusendung anhängt, so fügt man im Schambala dem Namen des Gerufenen ein langgezogenes *-ē* an, z. B. *Mlondya-ē!* „O Mlondwa!“, oder man beginnt wie im Duala mit dem Ausruf *a!*, z. B. *a Ndjo!* „O Ndjo!“

In andern Bantusprachen ist der Vokativ das einfache Wort ohne demonstrative Vorsilbe, „Artikel“, der sonst in vielen Sprachen dem Nomen vorgesetzt wird, z. B. Herero *mundu!* „O Mensch!“ neben *omundu* „der Mensch“ — eigentlich „das ist ein Mensch“.

Damit kann der Vokativ hier aus der weiteren Betrachtung ausscheiden. Aber auch die andern Kasusbeziehungen sind keineswegs gleichartig. Neben die uns geläufigen Kasus treten in andern indogermanischen Sprachen der Ablativ, der Lokativ, der Instrumentalis, und in agglutinierenden Sprachen Europas und Asiens erscheinen außerdem weitere Kasus in erschreckender Fülle.

Wundt hat vorgeschlagen, zwischen Kasus der innern Determination, die überall zum Ausdruck kommen müssen, und Kasus der äußern Determination zu unterscheiden, da die letzteren eine entferntere Beziehung ausdrücken und in vielen Sprachen durch Präpositionen und Postpositionen oder andere Umschreibungen ersetzt werden.

Aber selbst wenn man die Richtigkeit dieser Unterscheidung zugibt,

gewinnen wir keinen einheitlichen Begriff der Kasusbeziehung, denn von den vier Kasus der innern Determination: Nominativ, Genitiv, Dativ, Akkusativ fällt der Dativ zunächst ganz aus, da er auf einer früheren Stufe der Sprachentwicklung, wie wir sehen werden, überhaupt nicht vorhanden ist.

Statt Nominativ müssen wir Subjektskasus sagen, denn der Nominativ ist durchaus nicht überall auch der Kasus des Prädikatnomens und der Apposition zum Subjekt¹⁾. Statt Akkusativ sagen wir Objektskasus, denn darauf kommt es hier allein an. Beide Kasus stellen mithin die Beziehung des Nomen zum Verbum dar und können so als zusammengehörig betrachtet werden.

Der Genitiv aber ist der Kasus, der die Zugehörigkeit des Nomen zu einem anderen Nomen angibt, und ist insofern etwas anderes als die erstgenannten Kasus. Wenn man freilich bedenkt, daß das Wort zugleich Nomen und Verbum sein kann, besteht für einen primitiven Zustand der Sprache allerdings ein Zusammenhang zwischen Subjektskasus und Genitiv. „Der Schlag des Mannes“ kann dann auch verbal gedacht werden als „das Schlagen des Mannes“ oder „der Mann schlägt“. Ebenso kann eine Verwandtschaft zwischen Objektskasus und Genitiv bestehen, wenn „das Schlagen des Mannes“ die Schläge bezeichnet, die der Mann erhält. Aber sobald Nomen und Verbum sich selbständig ausgebildet haben, drückt der Genitiv eine Beziehung andrer Art aus als der Subjekts- und Objektskasus.

In isolierenden Sprachen kann die Kasusbeziehung zunächst nur durch die Stellung angedeutet werden, z. B. kann das Subjekt vor dem Verbum stehen, das Objekt dahinter, eine Stellung, zu der das Französische zurückgekehrt ist. In andern Sprachen steht das Objekt zwischen Subjekt und Verbum. Wenn der Genitiv dann vor dem regierenden Nomen steht, sind die Kasus erschöpfend zum Ausdruck gebracht. Der Zusammenhang zwischen der Stellung des Subjekts und der des Genitiv scheint mir nach dem Vorhergehenden evident zu sein, während die Stellung des Objekts bereits sekundärer Art ist und deshalb schwankt.

¹⁾ In manchen Sprachen tritt dafür der Objektskasus ein, weil die „Kopula“ ein transitives Verbum ist, z. B. im Nama und im Arabischen nach gewissen Verben. Vgl. auch Plattdeutsch „He is en goden Mann“. Diese Konstruktion wird innerhalb dieses Dialekts so sehr als ein Akkusativ des Prädikatnomens empfunden, daß im Gymnasialunterricht ein bitterer Kampf dagegen geführt werden muß, daß das Prädikatnomen auch im Lateinischen fälschlich in den Akkusativ gesetzt wird. Doch vgl. Velten, Language, Vol. VIII, S. 259. Wegen des Nama vgl. S. 87 Anm. 3.

In andern Sprachen wie im Semitischen steht der Subjektskasus in der Regel hinter dem Verbum und der Genitiv dementsprechend hinter dem regierenden Nomen.

Bei Berührung mit Fremdsprachen wird die Regel gestört, und man ist genötigt, zu weiteren Hilfsmitteln zu greifen, um die Kasusbeziehung zum Ausdruck zu bringen. Diese Hilfsmittel erweisen sich aber auch sonst nützlich im Dienste der Deutlichkeit der Rede.

Das nächste dieser Hilfsmittel, um die Kasusbeziehung zu verdeutlichen, ist die Hinzufügung eines nominalen oder verbalen Begriffs.

Zur Verstärkung des Genitivausdrucks wendet man im Ewe das Wort *afe* (*fe*) „Platz“ an: *fia la fe xɔ* „König Platz Haus“ ist „des Königs Haus“. „Platz“ soll hier nur bedeuten, daß „König“ und „Haus“ zusammengehören, daß also das Haus dem König „gehört“, daß es des Königs Haus ist.

So kann auch eine kompliziertere Objektvorstellung durch ein beigefügtes Nomen wie „Sache“ oder „Umstand“ als Objekt gekennzeichnet sein, ähnlich dem „das“ in dem deutschen Satz *ich glaube das: er kommt*, den wir heute auffassen als *ich glaube, daß er kommt*. So fügt man im Bedaue dem Objektssatz ein *akwo* „Umstand“ bei, z. B. *Bilal ɔ-kišya efdigē-b akwo diya-he* „sage mir, ob Bilal den Sklaven freigelassen hat“, wörtlich: „Bilal Sklaven freigelassen hat Umstand sage mir“. Ebenso verwendet man bei demselben Satz im Nama *lkɔaisa* „Sache“: *Bilal kχovo-b-a go lnora-lnora lkɔai-s-a mī-ba-te*.

Im Ewe wird der Dativ durch Einfügung eines zweiten Verbum angedeutet, das häufig wiewohl nicht immer *na* „geben“ ist. *E tso agbalē la na fia la* „er nahm das Buch gab dem König“. Hierbei hat *tso* „nehmen“ als Objekt *agbalē* „Buch“, aber *na* „geben“ hat als Objekt die Person, der man gibt. Das zweite Verbum drückt also in diesem Falle unsern Dativ aus. Für den Ewemann ist natürlich *fia* „König“ in demselben Sinne Objekt von *na* „geben“ wie *agbalē* „Buch“ Objekt von *tso* „nehmen“ ist. Ein Unterschied in der Vorstellung von Akkusativ und Dativ liegt nicht vor, man hat einfach zwei Verba mit je einem Objekt.

Einer andern Art der Umschreibung für den Dativ bedienen sich die Bantusprachen. Sie bilden von jedem Verbum nach Bedarf eine applikative Form mit der Endung *-eta*, wodurch das Verbum fähig wird, ein Objekt anzunehmen, das wir als Dativ auffassen. So z. B. heißt im Suaheli *a-me-ni-leta* „er hat mich gebracht“, aber *a-me-ni-let-ea* (< **let-eta*) „er hat mir gebracht“. In beiden Fällen ist aber *-ni-* Objekt in demselben Sinne und kann im Passiv Subjekt werden:

ni-me-let-ya „ich bin gebracht worden“, aber *ni-me-let-e-ya* „mir ist gebracht worden“.

Eine ebensolche Konstruktion findet sich im Ful, indem das Verbum das Suffix *-na* annimmt.

Ebenso verwendet das Nama das Suffix *-ba*, das Arabische die 3. Konjugation mit verlängertem Stammvokal, das Deutsche gelegentlich die mit der Vorsilbe *be-* gebildeten Verba, z. B. „ich beschenkte den Knaben“ statt „ich schenkte dem Knaben etwas“. Auch hier kann der Satz passivisch gewandt werden: „Der Knabe wurde beschenkt“.¹⁾

Ein weiteres Mittel, die Kasusbeziehung anzudeuten, sind allerlei Partikeln — Präpositionen und Postpositionen — von denen nicht immer sicher zu ermitteln ist, ob sie verbalen oder nominalen Ursprungs sind.

So verwendet man zum Ausdruck der Genitivbeziehung im Berberischen, im Hausa und in dem damit nicht verwandten Nuba *n*, im Hottentottischen *di*, im Französischen *de*, im Englischen *of* usw.

Beim Dativ verwendet das Hausa die Präposition *ma* oder *ga*, das Schilh *i-*, das Hebräische *l-*, das Französische *à*, das Englische *to*.

Um den Objektskasus anzudeuten, verwendet das Nubische die Postposition *-gi*, *-ga*, das Bedauye *-t²⁾*, allerdings nur bei femininem Objekt, das Hebräische bei bestimmtem Objekt die Präposition *ël*.

Daß aber die nubischen Suffixe Postpositionen sind und nicht Kasusendungen im Sinne der indogermanischen Grammatik, geht mit Sicherheit daraus hervor, daß diese Suffixe, wenn dem Nomen ein dazugehöriges Adjektiv folgt, hinter dieses Attribut treten, z. B. *ai im burü tonjil-gi dolli* „ich dies Mädchen schön liebe“, d. h. „ich liebe dieses schöne Mädchen“.

Dasselbe gilt von dem *-a* des Nama, das sonst ganz wie eine echte Kasusendung aussieht und in verlockender Weise an das *-a* des Objektskasus im Galla und Arabischen erinnert, z. B. *mü ta go aob geib-a³⁾* „ich sah den großen Mann“.

Das Bantu zeigt eine Bildungsweise, die sich abgesehen von dem Gebrauch der applikativen Verba von dem allen scharf unterscheidet.

Hier wird das Subjekt des Satzes dadurch gekennzeichnet, daß

¹⁾ Man könnte also den obigen Suaheli-Satz in schlechtem Deutsch wiedergeben: „Ich bin bebracht worden“.

²⁾ Chamir *-i*, *-et*, Bilin *-ti*, *-si*, Quara *-ti*, *-t*, *-s*.

³⁾ Wahrscheinlich ist *a* aber ebenso wie das S. 92 Anm. 1 erwähnte *i* verbalen Ursprungs, vgl. Dempwolff, Nama, S. 90.

ein Pronomen, das mit dem Subjekt übereinstimmt, vor dem Verbum erscheinen muß. Das Objekt wird durch das Fehlen dieser Übereinstimmung gekennzeichnet. Es kann aber auch durch ein Pronomen am Verbum angedeutet werden, das mit der Klasse des Objektsnomen übereinstimmt. Dies steht allerdings an zweiter und nicht wie das Subjektspronomen an erster Stelle,

z. B. Suaheli *ki-ti ki-me-anguka* „der Stuhl (*kiti*) ist gefallen“,
ni-me-ki-ona ki-ti „ich habe den Stuhl gesehen“.

Freilich ist diese Bildungsweise nicht so ursprünglich, wie sie erscheint¹⁾. Es gibt sicheres Material, aus dem hervorgeht, daß das Objektspronomen ursprünglich ein lokatives *-ku-* vor sich hatte, das dann aber ausfiel, da das Objektspronomen durch seine Stellung hinter dem Subjektspronomen genügend gekennzeichnet war²⁾.

Auch die Genitivbeziehung wird dadurch ausgedrückt, daß man ein auf das regierende Nomen bezügliches Pronomen vor dem mit vorgesetztem *a* folgenden Genitiv wiederholt, z. B. *vi-ti vi-a mzungu* „die Stühle des Europäers“.

Die Verwendung pronominaler Partikeln zum Ausdruck der Kasusbeziehung hat nun auch in flektierenden Sprachen weite Verbreitung gefunden.

Es wird nützlich sein, vom Ful auszugehen, dessen Bildungen zunächst völlige Übereinstimmung mit dem Bantu zeigen, vgl. *lek-ki kin ki towi* „dieser Baum ist hoch“. Hier ist *-ki* Suffix der Baumklasse und erscheint in dem Demonstrativum *kin* und in dem Verbalpronomen *ki*.

Es kann nun aber *i*, das Zeichen der Sachengruppe³⁾, hinzutreten, also *lek-ki kin i ki towi*, oder es kann *i* allein stehen, also *lek-ki kin i towi*. Vergleichen wir den Satz *gor-k-o on o yehi* „dieser Mann ging“, wobei *o* Zeichen der Personenklasse ist, so kommt der Unterschied von Person und Sache vor dem Verbum zum Ausdruck, und das Nomen ist dadurch als Subjekt des Satzes gekennzeichnet.

Wie hier Person und Sache wird in Semitensprachen Maskulinum und Femininum unterschieden.

¹⁾ Vgl. nach Meriggi im modernen Italienisch: *ma non le ha fatte queste cose?* „aber haben Sie diese Sachen nicht gemacht?“, wobei *le* das folgende *queste cose* vorwegnimmt. Wenn das nominale Objekt dem Verbum vorangeht, muß das pronominale Objekt vor dem Verbum erscheinen.

²⁾ Vgl. Meinhof, Grundzüge einer vergleichenden Grammatik der Bantusprachen, S. 52.

³⁾ Vgl. S. 54, 64.

Im Somali tritt *ja* zum Subjekt, um es hervorzuheben. Dies pronominale *ja* ist also Subjektszeichen. Aber auch das Verbum beginnt mit *ja-*, das hiermit identisch oder verwandt sein dürfte. So heißt im Somali *ja-gan* „er weiß“.

Im Femininum wird dies *ja-* nun durch *ta-* ersetzt, das wir als verwandt mit dem Objektszeichen *t*, das zum Femininzeichen am Nomen geworden ist, erkennen. So wird nun bei maskulinem Subjekt *ja-gan*, bei femininem *ta-gan* gebraucht und damit das Subjekt gekennzeichnet, freilich in viel ungenauere Weise als in den Klassensprachen.

Ebenso sagt man im Hausa *maifito ja ċē* „der Fährmann sagte“, und *uwā tā mutu* „die Mutter starb“, und ebenso im Arabischen *ja-qtulu* „er wird töten“ bei maskulinem Subjekt, aber *ta-qtulu* „sie wird töten“ bei femininem Subjekt¹⁾.

Außer *ja* erscheinen aber auch andere Pronomina als Subjektszeichen, z. B. *u*. Dies *u* ist vielleicht verwandt mit dem *o* des Ful und wahrscheinlich identisch mit *u* „er“ im Somali. Im Somali tritt *u* als Zeichen des Subjekts auf und wird als solches dem Nomen suffigiert. Es verschmilzt hier mit dem Nomen und stimmt in dieser Hinsicht ganz überein mit dem *-u* als Nominativsuffix im Arabischen, das als echte Kasusendung anzusehen ist. Im Berberischen erscheint präfigiertes *u-* als Subjektszeichen bei maskulinem Nomen, wenn das Nomen, wie es hier die Regel ist, hinter dem Verbum steht.

Da *u* eben ursprünglich selbständiges Pronomen ist, kann es nicht wundernehmen, daß es in einem Fall suffigiert, im andern präfigiert wird. Ebenso ist es nicht befremdlich, daß die pronominalen Elemente in dem einen Fall mit dem Verbum, im andern mit dem Nomen verschmelzen.

Steht das Subjekt im Plural, so ändert sich, wie wir oben sahen, im Bantu die Klasse des Nomen und damit auch die des Verbalpronomen. In den Hamitensprachen, den Semitensprachen und in den indogermanischen Sprachen wird die Verbalform im Plural ebenfalls meist verändert, so daß auch hier das Subjekt durch diese Über-

¹⁾ Man kann auch im Deutschen heute besonders von weniger Gebildeten in öffentlicher Rede häufig Wendungen hören wie: „Der Vater, er sagte“, „die Frau, sie kam sofort“ u. dgl. m. Häufig auch in poetischer Rede z. B. bei Schiller: „Die Klage, sie wecket die Toten nicht auf“, „Der Drache, der das Land verödet, er liegt von meiner Hand getötet“, „Ein Regenstrom aus Felsenrissen, er kommt mit Donners Ungestüm“, „Mein Los, es ist dem euren gleich“, „Das rasche Schicksal, es treibt ihn fort“, „Die Freude, sie wohnt nur in Jupiters Saale“ usf.; vgl. Paul a. a. O. S. 311, wo er u. a. von Goethe anführt: „Der Kirchhof, er liegt wie am Tage“.

einstimmung, die z. B. in den Semitensprachen auch den Genusunterschied teilweise noch bezeichnet, kenntlich gemacht wird.

Die Pronominalkonstruktion findet ihre Anwendung zum Ausdruck des Objekts aber nicht nur im Bantu sondern auch in den Hamitensprachen, z. B. im Somali, wo *ú* „ihn“ mit Beziehung auf das Objekt zwischen Subjektspronomen und Verbum eingeschoben werden kann.

Um das Objekt des Relativsatzes zu kennzeichnen, wird ebenfalls das Objektspronomen angewandt, übereinstimmend im Bantu und im Semitischen, z. B. Suaheli *mthu naliyempenda* „der Mensch, welchen ich liebte“. Hier ist *ye-* Relativpronomen und *-m-* Objektspronomen der Menschenklasse. Hebräisch *hannābī 'aššēr š'tā hō jahūē* „der Prophet, welchen Jahwe gesandt hat“. Hier ist *'aššēr* Relativpronomen und *-ō* Objektsuffix¹⁾.

Einen besonders breiten Raum nimmt aber die Anwendung des Pronomen zum Ausdruck der Genitivbeziehung ein.

In fast genauer Übereinstimmung mit dem Bantu setzt das Ful vor den nachgestellten Genitiv ein auf das Subjekt bezogenes Pronomen:

z. B. *putj-u ngu lami'do* „das Pferd des Häuptlings“,
tje-de nde anasara „das Geld der weißen Leute“.

Hierbei ist *ngu* Pronomen zu *putju*, *nde* zu *tjede*.

Dieses Bedürfnis, den abhängigen Genitiv durch ein pronominales Genitivzeichen in Verbindung mit dem regierenden Nomen zu bringen, ist auch im Hausa zum Ausdruck gekommen, nur daß hier nicht die Klasse, sondern das Genus bestimmend ist. Man braucht nach maskulinem Nomen *-n-*, nach femininem *-t-*, also *ĩāro-n-serkī* „der Knabe des Königs“, aber *'ya-t-mālam* „die Tochter des Priesters“.

Anders liegt die Sache im Berberischen.

Im Schilch wird vor den Genitiv allerdings auch ein pronominales *u-* gesetzt, das mit dem das Subjekt kennzeichnenden *u-* identisch zu sein scheint. Aber dies Pronomen steht nicht in Übereinstimmung mit dem regierenden Nomen wie in den vorhergehenden Fällen, sondern mit dem abhängigen; „das Haus des Königs“ *tigimi u-gellid*

¹⁾ Vgl. nach Meriggi im Italienischen: *libri, che son tre mesi che non li vedo più* „die Bücher, welche (*che*) [es] sind drei Monate [her], daß (*che*) ich sie (*li*) nicht mehr sehe“, d. h. „die ich seit drei Monaten nicht mehr sehe“. Vgl. auch das Toskanische *il paese, che due anni fa ci passai le vacanze* „das Dorf, das ich vor zwei Jahren darin (*ci*) die Ferien verbrachte“, d. h. „wo ich vor zwei Jahren die Ferien verbrachte“.

ist also wörtlich „Haus er König“, nicht wie im Bantu und Hausa „Haus es König“. Es wird hier durch das vorgesetzte Pronomen auf den folgenden Genitiv verwiesen.

Im Hebräischen stehen in altertümlichen Formen zuweilen \bar{i} und \bar{o} vor dem Genitiv. Ich halte es für möglich, daß das Reste alter Pronomina sind, die auch hier zwischen Regens und Rectum standen. Dafür spricht u. a., daß im Aramäischen ein aus dem Demonstrativum entstandenes d - in gleichem Falle eintritt.

Es gibt dann Umschreibungen des Genitivs mit Hilfe des Possessivpronomen, die auf dem Wege sind, den Genitiv zu verdrängen, z. B. im Niederdeutschen *dem Bure sin Koh* „die Kuh des Bauern“, eine Bildungsweise, die in vulgärer Sprache auch ins Hochdeutsche eindringt. Ähnlich steht im Nama *tara-s ao-b di-s* statt *ao-b di tara-s* „des Mannes Frau“¹⁾.

Es scheint aber, daß die Kasusendung auch von einer andern Vorstellung ihren Ursprung haben kann. Wir sahen, daß mit den verschiedenen Vokalen bestimmte Lokalvorstellungen verbunden werden²⁾. So wird im Somali unterschieden zwischen *ninka* „der Mann hier“, *ninko* „der Mann da“ und *ninki* „der Mann dort (außer Sicht)“. Diese Lokalvorstellung spielt nun aber eine Rolle beim Ausdruck des Genitivs. So erhält in der Verbindung „das Pferd des Häuptlings“ jedes der beiden Substantiva verschiedene Schlußvokale, je nachdem sie als anwesend oder nicht anwesend gedacht sind. Auch das ist bestimmend, ob das Pferd und der Häuptling noch leben, und ob das Besitzverhältnis noch als bestehend angesehen wird oder nicht³⁾. Es ist nun denkbar, daß eine dieser Endungen, z. B. $-i$, die am häufigsten vorkommt, erstarrte und für alle Fälle gebraucht wurde und so durch einen Bedeutungswandel zur Genitivendung wurde. Ebenso wäre es denkbar, daß das Objekt, das in der Regel ja in der Nähe des handelnden Subjekts sein wird, häufig das Zeichen $-a$ bekam, und daß dies $-a$ sich so zum Objektszeichen entwickelte. Dafür spricht $-a$ als Objektszeichen im Galla und Nama⁴⁾. Im Bedaue ändern die

¹⁾ Hierzu gehört auch der Pleonasmus, der zum Genitiv noch das Possessivpronomen hinzufügt. So sagt man z. B. im Suaheli in ehrender Weise *djina lake Abdallah* „sein, des Abdallah, Name“ statt *djina la Abdallah* „der Name des Abdallah“. So schreibt Gellert: „Wenige Tage nach des Herrn Grafen seiner Abreise“.

²⁾ s. S. 52f.

³⁾ v. Tiling, Die Vokale des bestimmten Artikels im Somali. Z. f. Kol.-Spr. Bd. IX, S. 147ff.

⁴⁾ Doch vgl. S. 87.

Pronomina das *u* des Singular im Objekt in *o*, was auf *a* als Zeichen des Objekts schließen läßt¹⁾.

So mag es gekommen sein, daß im Arabischen *-a* als Zeichen des Objekts, *-i* als Zeichen des Genitivs sich einbürgerte. Dieses genitivische *i* hängt außerdem aber wohl mit adjektivischen Bildungen auf *-i* zusammen, für deren Entstehung das Somali uns wiederum sehr wertvolle Erkenntnisse an die Hand gibt²⁾.

Für die Entstehung des Lokativ des Indogermanischen sei auf die Lokativendung *-inî* des Bantu verwiesen, die zunächst an Nomina der Lokativklassen *mu-*, *pa-*, *ku-* angehängt wird und diese Präfixe dann in manchen Sprachen, z. B. im Suaheli verdrängt. Für die Entstehung des Ablativ sei auf den Ablativ des Nama auf *-i* verwiesen, in dem ich eine alte Postposition vermute; für die mancherlei Kasusendungen der finnisch-ugrischen Sprachen vergleiche man die Postpositionen des Ewe wie *-me* „in“, *-ñu* „an“, *-gbɔ* „neben“ usf.

Darnach muß man annehmen, daß die Kasusendungen der flektierenden Sprachen wohl kaum einen einheitlichen Ursprung haben, sondern aus verschiedenen Quellen stammen und nun formal zusammengefaßt werden, weil sie alle als Suffixe die Beziehung des Nomen im Satz andeuten.

Die Frage, wie es kommen kann, daß manche Verba im Indogermanischen das Objekt im Dativ oder sogar im Genitiv annehmen, ist hier nicht zu erörtern, auch nicht der Gebrauch des adverbialen Akkusativ oder Genitiv. Wohl aber kann hier die Frage aufgeworfen werden, warum verschiedene Kasus bei Präpositionen und Postpositionen stehen.

In vielen Sprachen sind derartige unsern Präpositionen ähnliche Partikeln entweder verbalen oder nominalen Ursprungs. Deshalb stehen im Ewe die ersteren vor dem abhängigen Wort, das also als Objekt dazu erscheint, vgl. *de*, das auch heute noch als Verbum gebraucht wird, z. B. *zā do de-m* „die Nacht brach über mich herein“, wörtlich „die Nacht brach herein, erreichte mich“.

Im Nama regiert eine ursprünglich verbale Postposition den „Akkusativ“, z. B. *om-a χu* „aus dem Hause“; *om-a* ist „Akkusativ“ zu *omi* „Haus“, *χu* ein Verbum in der Bedeutung „ablassen von, verlassen“.

¹⁾ Im Plural wird allerdings *ā* zu *ē*, weshalb man hier *i* als Objektzeichen vermuten könnte. Auch im Nama erscheint übrigens *i* neben *a* als Objektzeichen.

²⁾ Vgl. M. v. Tiling in Z. f. Eg.-Spr. Bd. X, S. 208—240.

Die Partikeln nominalen Ursprungs stehen im Ewe hinter dem abhängigen Nomen, das also als Genitiv aufzufassen ist. Sie haben insofern noch nominalen Charakter, als ein Verbum vorhanden sein muß, dessen Objekt sie sind, wenn sie nicht Subjekt des Satzes sind wie in *χo-a-me no* „das Haus-Innere ist schön“, „im Hause ist es schön“. So ist in *e-le χo-a-me* „er ist im Hause“ *le* „irgendwo sein“ als transitives Verbum anzusehen, von dem *-me* „Inneres, in“ abhängt.

Im Nama haben die ursprünglich nominalen Postpositionen das unveränderte Nomen vor sich, das also als Genitiv aufzufassen ist, z. B. *gao-ao-b χa* „vom König“.

In ähnlicher Weise werden im Bantu viele Nomina als Präpositionen gebraucht, stets mit folgendem Genitiv, z. B. Suaheli *djuu ja nũmba* „Oberseite des Hauses“, „auf dem Hause“, *mbele ja mfalme* „Vorderseite des Königs“, „vor dem König“ usf.

Aus diesem Grunde regieren arabische Präpositionen den Genitiv — sie sind ursprünglich Nomina. Ähnlich ist es mit manchen deutschen Präpositionen.

Die indogermanischen Präpositionen mit folgendem Akkusativ und Dativ oder Ablativ fasse ich als adverbiale Beifügungen auf, während der Kasus vom Verbum abhängt¹⁾.

Sehr eigentümlich ist die Verwendung der Lokativpräfixe im Bantu, die den Lokalbegriff zum Subjekt des Satzes machen können, z. B. Suaheli *pa-li-ku-wa na m-thu* „die Stelle (*pa-*) war mit einem Menschen“, „da war ein Mensch“. Die Lokativbezeichnung kann auch Objekt des Satzes werden, auch als Genitiv von einem Nomen abhängen, ist also kein Kasus und auch mit einer Präposition eigentlich nicht zu vergleichen, obwohl man bei der Übersetzung in europäische Sprachen sich der Präpositionen bedienen muß²⁾.

12. Das Verbum.

Da es in isolierenden Sprachen nur eine Zusammenfügung von Stämmen gibt, die selbständige Worte sind, kann es hier abgeleitete Stämme im Sinne der flektierenden Sprachen nicht geben. Aber

¹⁾ So auch Brugmann a. a. O. S. 459f.

²⁾ Daß in einigen Bantusprachen des Nordwestens und des Südostens die nur rudimentär vorhandenen Lokativpräfixe wie Präpositionen gebraucht werden, ist mir bekannt.

diese Zusammenfügung von Stämmen ermöglicht es, für neue Begriffe leicht den angemessenen Ausdruck zu finden. Man zerlegt eine Tätigkeit in ihre einzelnen Phasen und kann so auch sehr komplizierte Handlungen genau bezeichnen.

Diese große Freiheit in der Zusammenfügung von Stämmen wird in den Hamitensprachen stark eingeschränkt. Hier fügt man, soweit eine solche Bildungsweise überhaupt im Gebrauch ist, nicht mehr beliebig viele Stämme zusammen, sondern in der Regel nur deren zwei, um neue Verbalbegriffe auszudrücken, z. B. *Kafa te ime* „bringen geben“ > „darreichen“, *kata hame* „eilen gehen“ > „schnell gehen“, Nama *sā-mū* „auslesen sehen“ > „aussuchen“.

Diese Zusammenschweißung von zwei Verbalstämmen ist dem Bantu ebenso wie den meisten flektierenden Sprachen fremd. Nur die Wiederholung eines Verbalstammes ist hier noch im Gebrauch.

Ich halte es allerdings für möglich, daß ein Teil der dreikonsonantigen Stämme der Hamiten- und Semitensprachen auf solche alten Zusammenfügungen zurückgehen. Die bisherigen Mißerfolge in der Analyse dieser Stämme haben vielleicht ihre Ursache darin, daß man überall Bildungselemente als dritten Radikal vermutete, während es sich in den meisten Fällen wohl um Reste alter Stämme handelt¹⁾.

Vielleicht sind aber auch die zweisilbigen Stämme des Bantu und Ful, sowie die der Hamitensprachen auf solche alten Zusammenschweißungen zweier Wurzeln wenigstens zum Teil zurückzuführen.

Die Stämme, die in isolierenden Sprachen zusammengefügt werden, können nun aber auch z. T. nominaler Natur sein, z. B. Ewe *ɔo to* „richten Ohr“ > „gehören“, *he na* „ziehen Wort“ > „tadeln“.

Solche Komposita aus Verbum und Nomen oder Verbum und Adverb (Postposition), das ja meist ursprünglich nominaler Art ist, kennt auch das Nama, wobei das Nomen ohne Genus- und Kasuszeichen auftritt, z. B. *khoa-am* „Mund öffnen“, *khom-ei* „darauf reden“, d. h. „lesen“, *dī-ʔui* „austun“, d. h. „hinausschaffen“ etc.

Auch im Deutschen machen wir davon Gebrauch, z. B. in *haus-halten*, *acht-geben* und allgemein im Indogermanischen bei den Komposita der Verba, z. B. *con-fero*, *auf-geben*, *aus-führen* usw.

Dem Semitischen fehlt diese Art der Zusammenfügung, ebenso dem Bantu.

Dafür ist nun aber im Bantu eine große Fülle abgeleiteter Verbalstämme im Gebrauch, die mit Hilfe von Suffixen von Verben gebildet werden. Diese Suffixe sind keine selbständigen Stämme, sondern

¹⁾ Vgl. Z. f. Eg.-Spr. Bd. XII, S. 271—275.

erscheinen nur in Verbindung mit dem Verbalstamm. Sie haben auch keine materielle Bedeutung, sondern nur formale, indem sie die Grundbedeutung des Verbalstamms verändern zu kausativer, intransitiver, reziproker, inversiver, applikativer etc. Funktion.

Die Zahl dieser Suffixe im Bantu ist groß, und sie können außerdem in der freiesten Weise miteinander verbunden werden. Auf diese Art haben sich die Bantusprachen ein Mittel geschaffen, um jede denkbare Schattierung des Verbalbegriffs kurz und klar zum Ausdruck zu bringen.

Auch das Ful verfügt über eine Anzahl solcher Suffixe, wiewohl nicht über so viele wie das Bantu. Von den Hamitensprachen hat das Nama und die nilotischen Sprachen, z. B. Masai, auch allerlei derartige Suffixe, wiewohl auch nicht so viele wie das Bantu¹⁾.

Im Hausa beginnt sich ein Kausativsuffix aus der Präposition *da* erst zu bilden²⁾. Andere Suffixe lassen ihren Ursprung auch hier nicht mehr erkennen. In den Berbersprachen und in den kuschitischen Sprachen werden nur einige Bildungselemente verwandt, *si* neben *i* zur Bildung von Kausativen, *ma* zur Bildung sozialer Stämme, *na* für reziproke Stämme und *ta* zur Bildung von Intransitiven. Daneben scheinen noch kontinuative Stämme auf *-ya* (*-ya*, *-ia?*) vorzukommen. Die Funktion ist durch Bedeutungswandel vielfach verändert, auch die lautliche Form der Affixe, aber das braucht uns hier nicht weiter zu beschäftigen. Die Affixe können in mannigfaltiger Weise miteinander verbunden werden. Im Berberischen sind sie teilweise Suffixe, zumeist aber Präfixe. In den Kuschitensprachen treten sie als Präfixe und als Suffixe auf, z. T. in derselben Sprache, indem die Verba mit Veränderung des Stammvokals die Präfixe, die ändern die Suffixe bevorzugen.

Die Semitensprachen zeigen ein ganz ähnliches Bild. Auch hier wird ein *s-* zur Kausativbildung verwandt neben Vokalpräfixen, ein Nasal zur Bildung sozialer Formen und ein *t-* zur Bildung vollständig gebrauchter Formen³⁾. Außerdem tritt Vokaldehnung im Stamm auf, vielleicht unter dem Einfluß eines jetzt ausgefallenen

¹⁾ Vgl. „Die Sprachen der Hamiten“ S. 205ff. Beachtenswert ist, daß hier präfigiertes *i-* Kausativa bildet a. a. O. S. 207. Vgl. unten.

²⁾ Vgl. „Die Sprachen der Hamiten“ S. 83. Das Präfix *î* ist hier noch selbständiges Verbum in der Bedeutung „machen“ a. a. O. S. 84.

³⁾ Sie werden meist „reflexiv“ genannt, sind aber in der Regel nicht echte Reflexiva z. B. in der Bedeutung „sich töten“. Allerdings ist auch das nachweisbar.

Bildungselements¹⁾. Auch hier ist der Bedeutungswandel häufig, indem z. B. die ursprünglich soziale Form im reziproken und passiven Sinne gebraucht wird²⁾. Aber die Bildungen sind im Vergleich zu den Hamitensprachen erstarrt. Sie können nicht frei miteinander verbunden werden, sondern nur in wenigen, feststehenden Fällen. Die Bildungselemente sind hier immer Präfixe.

Auch das Indogermanische verfügt über eine Anzahl derartiger Bildungsweisen, z. B. got. *sita-* „sitzen“, *satja-* „setzen“, *geisna* „sich entsetzen“ neben *gaisja* „erschrecken“. Einige sind auf den Gebrauch bestimmter Sprachen beschränkt, z. B. Lat. *-isco* bei Inchoativen. Die Bildungselemente sind stets Suffixe.

Neben der Bildung abgeleiteter Verbalstämme durch Affixe ist für das Bantu ebenso wie für Hamiten- und Semitensprachen die Bildung durch vollständige oder unvollständige Verdoppelung im Gebrauch, s. S. 31, 50

Bei der Bildung der Tempora verwenden die isolierenden Sprachen allerlei Wurzeln, die zumeist noch als selbständige Worte erscheinen. Freilich werden sie oft abgeschliffen und sind dann nicht auf den ersten Blick erkennbar.

Im Ewe hat der reine Verbalstamm die Bedeutung der Vollendung, z. B. *me kpo nu* „ich habe etwas gesehen“. Das Präsens wird ausgedrückt durch eine Umschreibung *me-le nu kpo-m* „ich befinde mich im Sehen von etwas“.

Im Futurum wendet man *-a* als Tempuszeichen an, das auf *va* „kommen“ zurückgeht, z. B. *m-a kpo nu* „ich werde etwas sehen“. So lassen sich recht mannigfaltige Formen bilden.

Die Klassensprachen verhalten sich bei der Tempusbildung rein agglutinativ, indem sie dem Stamm Suffixe anfügen. Daß diese Suffixe zuweilen durch Vokalassimilation den Stammvokal verändern, ist oben bereits gesagt³⁾. Die Bildungen mit Hilfszeitwörtern und andern sekundären Elementen können hier übergangen werden.

Derselben Bildungsweise folgen auch Nama, Hausa und die nilotischen Hamitensprachen.

In den Berbersprachen, den Kuschitensprachen und im Indogermanischen hat man zwei Bildungsweisen, die eine rein agglutinierend mit unveränderlichem Stammvokal, die andere flektierend

¹⁾ Die „dritte Konjugation“ im Arabischen.

²⁾ Die wohl urspr. verschiedenen Präfixe *m* und *n* sind, soviel ich sehe, hier zusammengefallen.

³⁾ S. 46.

mit Ablaut des Stammvokals. Zuweilen kann dasselbe Verbum der einen und der andern Bildungsweise folgen. In der Regel gehen aber die Verba entweder nach der einen oder nach der andern Konjugationsart.

In den semitischen Sprachen sind aber alle Verba dem Ablaut unterworfen¹⁾.

Als altes Tempuszeichen²⁾ erscheint im Bantu *-a*, *-i*, *-ile*, im Ful *-a*, *-i*, *-u*.

Im Nama wird *a* und *i* bei der Tempusbildung verwandt, es scheinen Hilfszeitwörter zu sein, die vielleicht „sein“ und „werden“ bedeuten.

Im Hausa scheint nur *-a* als Verbalendung vorzukommen, wo es nicht durch stammerweiternde Suffixe verdrängt wird, s. S. 47.

Im Somali verwendet man *a* und *i* zur Bildung der Tempora als Affix, in den veränderlichen Verben auch im Stamm. Ähnlich in andern Kuschitensprachen. Auch die Berbersprachen verwenden *a* und *i* zur Tempusbildung bei den veränderlichen Stämmen.

In den Semitensprachen haben die transitiven Verba im Imperfektum wohl in der Regel den ursprünglichen Stammvokal bewahrt, im Suffix zeigen sich Spuren eines *-i*³⁾. Im Perfektum ist *-a* suffigiert und hat in der Regel die Stammvokale verdrängt. Jedoch trifft die Regel nicht immer zu. Intransitive Verba folgen andern Gesetzen⁴⁾, auf die ich hier nicht eingehe.

Die Bildungsweise indogermanischer Sprachen weicht von dem allen erheblich ab. Hier wird u. a. die Verdoppelung des Stammes als Zeichen des Perfektum viel gebraucht⁵⁾, außerdem aber finden wir bei einem Teil der Verba Ablauterscheinungen, die z. T. auf die Verlagerung des Akzents zurückgehen⁶⁾, z. T. aber auch andere Gründe zu haben scheinen⁷⁾.

Die Affixe am Verbum, die die Person des Subjekts und Objekts, die Klasse bzw. das Genus von Subjekt und Objekt, sowie den Numerus anzeigen, erscheinen bald als Präfixe, bald als Suffixe.

¹⁾ Z. f. Eg.-Spr. Bd. XII, S. 255—270.

²⁾ Die Grenze zwischen Modus und Tempus ist oft schwer zu finden. Ich unterlasse es deshalb, an dieser Stelle auf die Behandlung des Modus einzugehen.

³⁾ s. S. 49.

⁴⁾ Vgl. Hans Bauer, Die Tempora im Semitischen. Berlin. 1910, sowie Goliger, Zur Lehre von den grammatischen Kategorien im Semitischen. 1. Teil. Rivista degli studi orientali. 1933. Vol. XV. S. 200—252.

⁵⁾ s. S. 31.

⁶⁾ s. S. 49f.

⁷⁾ s. S. 52f.

Affixe kann man sie wohl eigentlich nur da nennen, wo diese Pronominalstämme überhaupt nicht mehr als selbständige Worte auftreten. Die Grenze ist aber auch hier eine fließende. Eine isolierende Sprache wie das Ewe sollte ihrem Wesen nach nur selbständige Pronomina und keine Affixe haben, aber diese vielgebrauchten Formen werden doch im Munde der Leute so abgeschliffen und mit dem Verbum zusammengezogen, daß sie auch hier schon beginnen, zu Affixen zu werden¹⁾, z. B. *ò* „du“ als selbständiges Pronomen und als Objekt nach dem Verbum, aber als Subjekt vor dem Verbum *è*; *me* „ich“ als Subjekt vor dem Verbum wird als selbständiges Pronomen durch *ne* < **me-e* „ich bin es“ ersetzt und ist als Objekt zu *-m* geworden, z. B. *e kpo-m* „er hat mich gesehen“.

Dabei ist es für die Entscheidung der Frage, ob Affixe vorliegen, natürlich unerheblich, ob das Pronomen in der gebräuchlichen Schreibung mit dem Verbum zusammengezogen wird oder nicht.

Das Subjektspronomen wird in den Bantusprachen regelmäßig präfigiert, nur im Plural des Imperativ treten häufig Suffixe auf, die dann zuweilen auch in die 2. P. Pl. des Indikativ übergehen²⁾.

Das Ful hat ebenfalls Präfixe, kann aber auch in besonderen Formen das Subjektspronomen nachstellen. Von den Hamitensprachen haben die nilotischen zumeist nur Präfixe, ebenso das Hausa.

Im Nama können die Pronomina präfigiert und suffigiert werden.

In den Berbersprachen ist eine Bildungsweise allgemein geworden, bei der ein Teil der Affixe als Präfixe auftritt, ein Teil als Suffixe und ein Teil gleichzeitig als Präfixe und Suffixe. Die kuschitischen Sprachen haben zumeist zwei Bildungsweisen. Die veränderlichen Verbalstämme präfigieren, die unveränderlichen suffigieren, wobei die Funktion beider Bildungsweisen ganz identisch ist. Die Entstehung der Suffixe ist dadurch erklärt, daß hier das Verbum „sein“, mit Präfixen versehen, dem unveränderten Stamm angefügt ist. Streng genommen sind also auch diese Formen mit Präfixen gebildet, aber das Verbum „sein“ ist vielfach geschwunden und nicht mehr als solches erkennbar, so daß die Bildungen wie echte Suffixformen aussehen.

In den Semitensprachen bildet jedes Verbum sowohl eine Präfix- wie eine Suffixform, aber in verschiedener Funktion. Ich

¹⁾ Vgl. S. 29 ff.

²⁾ Im Italienischen werden nach Meriggi die unbetonten pronominalen Objektpartikeln dem Verbum vorangestellt, im Imperativ aber (auch beim Infinitiv, Gerundium und Partizip) nachgestellt.

halte es für wahrscheinlich, daß die Suffixform auf demselben Wege wie in den Hamitensprachen entstanden ist¹⁾.

In den indogermanischen Sprachen wird zunächst nur suffigiert, wie lat. *lauda-s, lauda-t, lauda-mus* etc. Aber man kann hier, wie übrigens auch in andern der genannten Sprachen, außer dem Affix zur Verstärkung noch ein selbständiges Pronomen personale hinzufügen. Indem der Gebrauch dieses Pronomen allgemeiner wird, werden die Suffixe bedeutungslos und werden deshalb vernachlässigt, so daß sie entweder in der lebendigen Sprache ganz verschwinden²⁾ oder mit andern gleichlauten, z. B. *wir geben, sie geben; I want, we want, you want, they want; j'aime, tu aimes, il aime, ils aiment; jeg hār, du hār, han hār, vi hār* etc. So tritt also statt der alten Suffixe nun das Präfix ein, das z. B. im Französischen diesen Präfixcharakter so vollständig angenommen hat, daß *je, tu, il* nicht mehr als absolute Pronomina gebraucht werden, sondern hier durch Neubildungen wie *moi, toi, lui* ersetzt sind.

Das Objektpronomen tritt in den meisten Bantusprachen als Präfix hinter dem Subjektpronomen in die Verbalform ein, z. B. Suaheli *tu-m-pige* „wir wollen ihn schlagen“. Das Objektpronomen ist zumeist, wiewohl nicht immer, mit dem Subjektpronomen gleichlautend.

Auch in den Hamitensprachen ist die Anfügung eines Objektpronomen vor dem Verbum nachweisbar, z. B. Somali *î fâli!* „Wahr-sage mir!“³⁾ Im Masai verschmelzen die Subjekts- und Objektsuffixe dabei derart miteinander, daß eine Analyse schwierig ist.

Andere Sprachen wie das Schill haben Objektssuffixe, z. B. *ikûm-k* „er prügelte dich“, *ikûm-t* „er prügelte ihn“, neben Präfixen, z. B. *ur-k-ikûm* „er prügelte dich nicht“, *ur-t-ikûm* „er prügelte ihn nicht“⁴⁾.

Die Semitensprachen suffigieren das Objektpronomen stets der ganzen Verbalform, mag das Subjektpronomen präfigiert oder suffigiert sein, z. B. Hebr. *q'îâl-at-nî* „sie hat mich getötet“, *ti-q'îl-ê-nî* „sie wird mich töten“.

Die indogermanischen Sprachen pflegen in ihren älteren Bildungen das Objektpronomen nicht mit dem Verbum zu verschmelzen.

¹⁾ Vgl. Z. f. Eg.-Spr. Bd. XII, S. 255ff. E. Zylinder ist anderer Ansicht in Bezug auf die Semitensprachen. Vgl. Z. f. Eg.-Spr. Bd. XXIII, S. 183f.

²⁾ Wundt a. a. O. II. S. 182. Paul meint umgekehrt, daß das Personalpronomen vor die Form trat, weil die Suffixe nicht mehr ausreichten, a. a. O. S. 311.

³⁾ Reinisch a. a. O. S. 62.

⁴⁾ Vgl. Stumme a. a. O. § 128.

Erst in modernen Sprachen finden sich Bildungen, die an das Bantu erinnern, z. B. Franz. *je t'aime, il m'aime*.

Das Reflexivpronomen im Objekt wird im Bantu ebenso wie die andern Objektpronomen durch ein Präfix ausgedrückt, das für alle Personen und Klassen, also auch für den Plural dasselbe ist, z. B. Suaheli *a-me-dji-ua* „er hat sich getötet“, *ni-ta-dji-ua* „ich werde mich töten“, *wa-me-dji-ua* „sie haben sich getötet“.

In den Hamitensprachen kommen auch ähnliche Bildungen vor, z. B. im Somali *is, issa, issu* vor dem Verbum¹⁾.

Zumeist wird aber das Reflexivum durch abgeleitete Verba ausgedrückt, im Nama regelmäßig durch Verba auf *-sn*, z. B. *[nam-sn]* „sich lieben“ von *[nam]* „lieben“. In andern Sprachen werden meist Zuständlichkeitsformen oder Sozialformen gebraucht, um das Reflexivum auszudrücken, s. oben S. 95.

Man bedient sich auch nominaler Umschreibungen, z. B. im Schilth mit Hilfe von *ixf* oder *agāju* „Kopf“, z. B. *inye ixfěns* „er tötete sich selbst²⁾“.

In den Semitensprachen gibt es kein reflexives Verbalsuffix. Man bedient sich auch hier der Umschreibung durch abgeleitete Verbalstämme z. B. Hebr. *hitqaddš* „sich heiligen“ oder durch das Pron. pers. der 3. Pers. oder durch nominale Bildungen, z. B. *lev* „Herz“, *nefeš* „Seele“, *ʿešem* „Knochen“³⁾.

Die indogermanischen Sprachen haben erst in modernen Formen reflexive Pronominalaffixe, z. B. *il s'est tué* „er hat sich getötet“.

Einige Sprachen haben besondere Medialformen, die auch für das Reflexiv gebraucht werden. Sonst bedient man sich des absoluten Pronomens zum Ausdruck der reflexiven Beziehung, z. B. *amat se* „er liebt sich“.

Der Unterschied der Klasse kommt bei der dritten Person des Verbum im Subjekt im Bantu immer, im Ful häufig zum Ausdruck, z. B. Suaheli *mthu a-me-aṅguka* „der Mensch ist gefallen“, *m-ti u-me-aṅguka* „der Baum ist gefallen“, *ki-ti ki-me-aṅguka* „der Stuhl ist gefallen“, *dji-we li-me-aṅguka* „der Stein ist gefallen“ usw. Beim Objekt wird ebenfalls die Klasse berücksichtigt, wenn ein Objektpronomen im Verbum erscheint, z. B. Suaheli *ni-me-my-ona* „ich habe ihn (den Menschen) gesehen“, *ni-me-u-ona* (den Baum), *ni-me-*

¹⁾ s. Reinisch a. a. O. S. 69.

²⁾ s. Stumme a. a. O. § 164.

³⁾ Vgl. A. Müller, S. 236.

ki-ona (den Stuhl), *ni-me-li-ona* (den Stein) usf. Den Genusunterschied des Subjekts bezeichnet man im Korana¹⁾ stets, auch in der ersten Person Singularis, im Nama nur im Dual und Plural der 1. Pers. Sonst erhält die 1. Person kein Genuszeichen, weder in hamitischen²⁾ noch in semitischen und indogermanischen Sprachen³⁾.

In der zweiten Person wird das Genus des Subjekts bei vielen Hamitensprachen unterschieden, z. B. im Nama, Hausa, Schilh, Bedauye, vgl. Hausa *ka* m. „du“, *ki* f. „du“, sowie die Tabelle auf S. 103. Auch die Semitensprachen unterscheiden das Genus bei der zweiten Person, z. B. Hebr. *ti-qīl* m. „du wirst töten“, *ti-qīl-ī* f. dass. Dabei ist zu beachten, daß das anlautende *t-* in beiden Formen „du“ ausdrückt, das Genus fem. hier also durch das suffigierte *-ī* bezeichnet wird.

In indogermanischen Sprachen kennt man einen Genusunterschied in der zweiten Person nicht.

In der dritten Person wird der Genusunterschied in den Hamitensprachen im Singular meist, wiewohl nicht immer, zum Ausdruck gebracht, auch wenn das Subjekt ein Substantiv ist, z. B. Somali *kolkāsā 'askarti 'i-tiḡi* „und die Polizei sagte zu mir“ mit *t-* vor dem Verbum wegen des femininen Subjekts⁴⁾.

Auch die Semitensprachen unterscheiden beim Verbum in der dritten Person das Genus, z. B. Hebr. *qālāl* „er hat getötet“, *qālālā* „sie hat getötet“, *ī-qīl-ū* „sie werden töten“, *ti-qīl-nā* f. dass., z. B. *ḡattōsē hā 'āreš* „und die Erde lasse hervorgehen“. Da das Subjekt Femininum ist, lautet die Verbalform *tōsē*, mit femininem *t* beginnend. Jedoch ist diese Regel nicht zwingend. Wenn das Verbum dem Subjekt vorangeht, kann auch bei femininem Subjekt eine maskuline Verbalform stehen, z. B. *ḡaija'abōr hārinnā* „und es ging aus das Geschrei“.

Die indogermanischen Sprachen haben für die dritte Person eine Unterscheidung des Genus nur im selbständigen Pronomen, aber nicht im Verbalsuffix. Wo diese Pronomina nun zum Präfix werden, erscheinen die Genusunterschiede auch beim Verbum wie in Franz. *il a, elle a*, aber das geschieht nicht nach einem nominalen Subjekt, z. B. *le père vient, la mère vient*⁵⁾. Man kann also hier einer Verbal-

¹⁾ Meinhof, Korana, S. 43.

²⁾ Doch hat das Schilh im absoluten Pronomen der 1. Pers. pl. für m. und f. verschiedene Formen; s. Stumme a. a. O. § 123.

³⁾ Abgesehen von den mit „sein“ zusammengesetzten Tempora in romanischen Sprachen, vgl. S. 76, Anm. 2.

⁴⁾ Vgl. M. v. Tiling, Somalitexte. S. 53.

⁵⁾ Vgl. die Ausnahmen auf S. 102 Anm. 1.

form nicht ansehen, ob sie ein maskulines oder feminines Subjekt hat, die Konkordanz ist völlig verschwunden.

Die Unterscheidung des Numerus fällt in den Klassensprachen mit der Klassenunterscheidung zusammen.

In den Hamitensprachen gibt es einen Dual; im Nama werden im Dual des Pronomen zwei Formen unterschieden, Maskulinum und Femininum, das zugleich als Kommune gebraucht wird. Das Korana hat auch hier mask., fem. und kommune.

Den meisten Hamitensprachen fehlt aber der Dual am Verbum. Von den Semitensprachen hat z. B. das Arabische Dualformen am Verbum.

Auch in den älteren Formen der indogermanischen Sprachen sind Duale im Verbum nachweisbar, in den modernen Sprachen sind sie verschwunden.

Zur Kennzeichnung des Plurals hat das Nama besondere Pronomina, die von den singularischen ganz abweichen. Das Hausa bedient sich eines an das Singularpronomen angefügten *-u*, um den Plural auszudrücken. Andere Hamitensprachen haben häufig *n* als Pluralzeichen, z. B. Schilh, Somali, Bedaue, vgl. das Schema S. 103.

Auch in Semitensprachen ist *n* und *ū* als Pluralzeichen nachweisbar, vgl. das Schema S. 103.

Die indogermanischen Sprachen verwenden auch oft *n* als Pluralzeichen, z. B. *ama-t* „er liebt“, *ama-nt* „sie lieben“¹⁾. Daß zwischen den Bildungen der Hamitensprachen und der Semitensprachen ein Zusammenhang besteht, ist sicher. Ein Zusammenhang mit dem Indogermanischen muß vorläufig als unwahrscheinlich angesehen werden.

Die eingehendere Vergleichung der einzelnen Bildungselemente geht über die Aufgabe dieser Untersuchung hinaus. Nur zwischen den hamitischen und den semitischen Sprachen bestehen so starke Übereinstimmungen, daß man an ihrer Zusammengehörigkeit schon jetzt nicht zweifeln kann. Ich gebe deshalb einige Beispiele.

I. Präfixbildung.

Hausa. Die Präfixbildung ist allein üblich.

Schilh. Präfix- und Suffixbildung sind gemischt. Diese Bildungsweise ist allein üblich.

¹⁾ Bei den mit „sein“ zusammengesetzten Tempora der romanischen Sprachen treten neben den Genusunterschieden (S. 76, 102) auch Bezeichnungen des Numerus auf.

Somali und Bedaue. Die Präfixbildung wird nur bei den Verben gebraucht, die den Stammvokal verändern, und zwar im „Präsens“ wie im „Perfektum“.

Arabisch. Die Präfixbildung ist nur im Imperfekt in Anwendung, aber bei allen Verben.

	Hausa	Schilh	Somali	Bedaue	Arabisch
Sg. 3. P. m.	<i>ja-</i>	<i>i-</i>	<i>ja-</i>	<i>i-</i>	<i>ja-</i>
f.	<i>ta-</i>	<i>t-</i>	<i>ta-</i>	<i>t-</i>	<i>ta-</i>
2. P. m.	<i>ka-</i>	} <i>t ... t</i>	} <i>ta-</i>	<i>ti ... a</i>	<i>ta-</i>
f.	<i>ki-</i>			<i>ti ... i</i>	<i>ta ... ina</i>
1. P.	<i>ni-</i>	<i>-ay</i>	<i>a-</i>	<i>a-</i>	<i>a-</i>
Pl. 3. P. m.	} <i>su</i> ¹⁾	<i>-n</i>	} <i>ja ... an</i>	} <i>e ... na</i>	<i>ja ... una</i>
f.		<i>-n-t</i>			<i>ja ... na</i>
2. P. m.	} <i>ku</i> ²⁾	<i>t ... m</i>	} <i>ta ... an</i>	} <i>ta ... na</i>	<i>ta ... una</i>
f.		<i>t ... m-t</i>			<i>ta ... na</i>
1. P.	<i>mu</i> ³⁾	<i>n-</i>	<i>na-</i>	<i>ni-</i>	<i>na-</i>

II. Suffixbildung.

1. Das Hausa kennt keine Pronominalsuffixe am Verbum.
2. Die einzige Bildungsweise des Schilh, in der Präfixe und Suffixe gemischt sind, ist oben angegeben.
3. Somali und Bedaue wenden die Suffixbildung bei allen unveränderlichen Verben in allen Tempora an.
4. Das Arabische bedient sich der Suffixe nur im Perfektum, aber hier bei allen Verben.

	Somali	Bedaue	Arabisch
Sg. 3. P. m.	<i>-a</i>	<i>-ja</i>	<i>-a</i>
f.	<i>-ta</i>	<i>-ta</i>	<i>-at</i>
2. P. m.	} <i>-ta</i>	<i>-ta</i>	<i>-ta</i>
f.		<i>-ta_i</i>	<i>-ti</i>
1. P.	<i>-a</i>	<i>-an</i>	<i>-tu</i>
Pl. 3. P. m.	} <i>-an</i>	} <i>-jana</i>	<i>-u</i>
f.			<i>-na</i>
2. P. m.	} <i>-tan</i>	} <i>-tana</i>	<i>-tum</i>
f.			<i>-tanna</i>
1. P.	<i>-na</i>	<i>-na</i>	<i>-na</i>

1) < *s-u nach S. 77, Anm. 1.

2) < *k-u ebda.

3) < *n-u ebda.

Genus Verbi.

Die isolierenden Sprachen bedienen sich der Umschreibung, um das Passiv auszudrücken, „sie haben mich geschlagen“ statt „ich wurde geschlagen“.

Die Bantusprachen bilden das Passiv durch ein dem Stamm suffigiertes unsilbisches *u*, z. B. *ni-me-pend-u-a* „ich bin geliebt worden“.

Im Ful wird das Passiv wie ein abgeleiteter Verbalstamm auf *-ma* gebildet, z. B. *mi lila-ma* „ich werde geschickt“.

Das Hausa bildet ein verstärktes Passiv durch suffigiertes silbisches *u*. Im Schilh wird bei der Passivbildung ein *u* präfigiert¹⁾. Die meisten Hamitensprachen ersetzen das Passiv durch Formen, die ursprünglich eine soziale (reziproke) oder zuständige Bedeutung haben, z. B. Schilh *tšša* „gegessen werden“²⁾, Bedauye *at-kehän* „geliebt werden“ von *kehän* „lieben“, Somali *dil-an* „getötet werden“ von *dil* „töten“. — Das Nama suffigiert im Passiv *-he*, eine Endung, deren Entstehung noch nicht erklärt ist.

Die Semitensprachen präfigieren *u*, das dann aber vielfach in den Stamm eindringt und so Ablauterscheinungen hervorruft, z. B. im Pual des Hebr., dem Passiv zum Piel³⁾. Daneben werden auch hier die *n*-Präfixe und *t*-Präfixe zum Ausdruck des Passivs gebraucht, z. B. Arab. *ta-'allama* „er wurde unterrichtet“ von *'allama* „er unterrichtet“, Hebr. *ni-qbar* „er wurde begraben“ von *qbr* „be-graben“.

Die Passive der indogermanischen Sprachen, wo solche vorhanden sind, haben hiervon abweichende Bildungen. Die modernen Sprachen bedienen sich der Umschreibung durch verschiedene Hilfszeitwörter. Mehrfach werden in modernen Sprachen ursprüngliche Reflexiva passivisch gebraucht, z. B. Ital. *si cerca...* „(es wird) gesucht...“, Dän. *jeg elske-s* „ich werde geliebt“.

13. Das Ergebnis.

Wir haben bestätigt gesehen, daß die flektierenden Sprachen eine Reihe gemeinsamer Züge aufweisen, die sie von allen andern Sprachen der Welt unterscheiden. Wir dürfen daher annehmen, daß zwischen

1) s. S. 47.

2) s. Stumme a. a. O. § 116.

3) s. S. 48.

ihnen alte Beziehungen bestehen. Will man hierfür den Namen „Verwandtschaft“ anwenden, so muß man sich stets gegenwärtig halten, daß das zunächst nur eine Arbeitshypothese ist, die allerdings dadurch an Wahrscheinlichkeit gewinnt, daß die Völker, die diese Sprachen sprechen, im wesentlichen auf einem geographisch zusammenhängenden Gebiet wohnen.

Es hat sich aber herausgestellt, daß diese Sprachen doch nicht absolut von den nicht-flektierenden geschieden sind. Wir fanden besonders in Afrika eine Reihe von Übergangsformen und sind dadurch in die Lage versetzt, ihr Werden zu beobachten, also in die Art ihrer Entstehung einen Einblick zu gewinnen. Man muß aber auch mit der Möglichkeit rechnen, daß es sich hier in manchen Fällen doch nicht um alte Übergangsformen, sondern um spätere Mischformen handelt. Das aber ist für die hamitischen Sprachen wohl als sicher anzunehmen, daß bei ihnen Zusammenhänge mit dem Ful und dem Bantu, und zwar mannigfaltiger Art nachgewiesen sind.

Vor allem ist aber der Zusammenhang der Semitensprachen mit den Hamitensprachen heute nicht mehr zu leugnen¹⁾. Der Zusammenhang der Semitensprachen mit den indogermanischen ist schon viel erörtert, aber die Ergebnisse befriedigen noch nicht²⁾. Es dürfte sich aber wohl der Mühe lohnen, von den hier gewonnenen Gesichtspunkten aus die ganze Untersuchung noch einmal in Angriff zu nehmen. Vielleicht hat die vergleichende Sprachforschung Aussicht, auf diesem Wege neue und sichere Erkenntnisse zu gewinnen.

14. Literatur.

- Adriani, N., Sangireesche Spraakkunst. Leiden 1893.
Bargery, G. P., A Hausa-English Dictionary. Oxford 1934.
Bolling, G. M., A Question of Terminology. Language Bd. VII. S. 200f.
Bourquin, W., Entstehung von Nasalen durch den Einfluß von *i* im Bantu. Z. f. Eg.-Spr. Bd. XXIII. S. 195—202.
Brockelmann, C., Grundriß der vergleichenden Grammatik der semitischen Sprachen. Berlin 1908.
Brugmann, K., Kurze vergleichende Grammatik der indogermanischen Sprachen. Straßburg 1904.

¹⁾ Vgl. die Untersuchung von Zyhlarz in der Z. f. Eg.-Spr. Bd. XXIII.

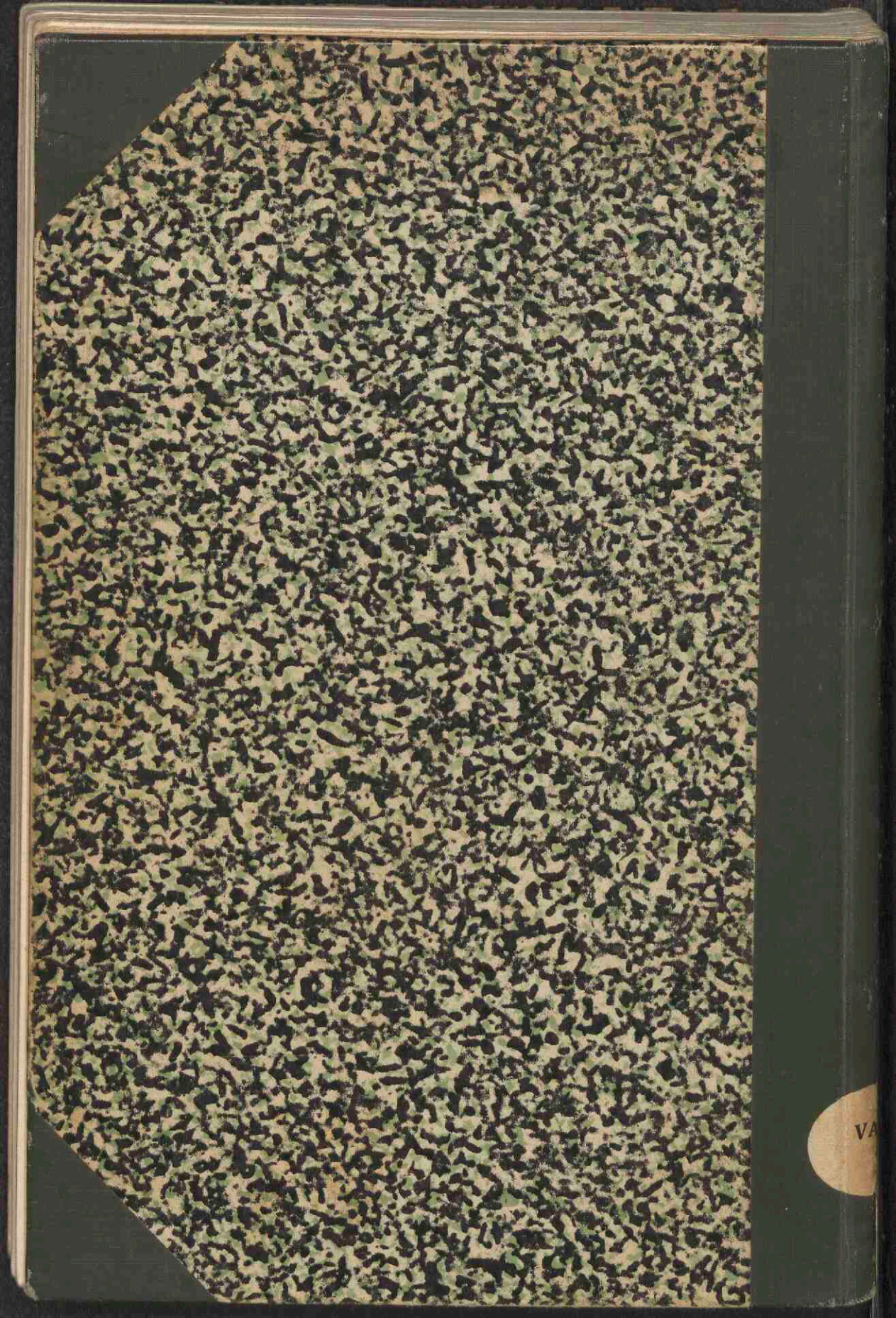
²⁾ Die Darlegungen von Meriggi in der Festschrift Meinhof S. 416ff. scheinen mir hier besondere Beachtung zu verdienen.

- Büttner, C. G., *Chuo cha Herkal*. Das Buch von Herkal. Z. f. Kol.-Spr. Bd. II.
- Curtius, G., Grundzüge der griechischen Etymologie³. Leipzig 1869.
- Czermak, W., Zur Phonetik des Somali. WZKM. Bd. XXXI. S. 82—102.
- Delafosse, M., Classes nominales en Wolof. Festschrift Meinhof. Hamburg 1927.
- Dempwolff, O., Einführung in die Sprache der Nama-Hottentotten. Z. f. Eg.-Spr. Bd. XXV.
- Ebding, Ndem s. Meinhof, Das Ful.
- Endemann, Ch., Der Tonfall in den südostafrikanischen Bantusprachen. Vox. 1916. S. 161—175.
- Erdland, A., Wörterbuch und Grammatik der Marshall-Sprache. Berlin 1906.
- Erman, A., Ägyptische Grammatik. Berlin 1902.
- , Das Verhältnis des Ägyptischen zu den semitischen Sprachen. ZDMG. 1892. S. 93ff.
- Foot, E. C., A Galla-English, English-Galla Dictionary. Cambridge 1913.
- v. d. Gabelentz, G., Die Sprachwissenschaft.² Leipzig 1901.
- Hambruch, P., Die Sprache von Nauru. Hamburg 1914.
- Hollis, A. C., The Masai. Oxford 1905.
- , The Nandi, their Language and Folklore. Oxford 1909.
- v. Humboldt, W., Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaus.³ Herausgeg. von A. F. Pott. Berlin 1883.
- Jehlička, H., Türkische Konversationsgrammatik. Heidelberg 1895.
- Jespersen, O., Die Sprache, ihre Natur, Entwicklung und Entstehung. Heidelberg 1926.
- Karlgren, B., Philology and ancient China. Oslo 1926.
- Klingenheben, A., Die Präfixklassen des Ful. Z. f. Eg.-Spr. Bd. XIV.
- , Die Permutationen des Biafada und des Ful. Z. f. Eg.-Spr. Bd. XV. S. 180—213. 268—272.
- , Ablaut in Afrika. Z. f. Eg.-Spr. Bd. XXI. S. 81—98.
- Krönlein, J. G., Wortschatz der Khoi-khoi. Berlin 1889.
- Krumm, B., Wörter und Wortformen orientalischen Ursprungs im Suaheli. Hamburg 1932.
- Kurschat, F., Grammatik der litauischen Sprache. Halle 1876.
- Lepsius, C. R., Nubische Grammatik. Berlin 1888.
- Lohmann, J., Genus und Sexus. Göttingen 1932.
- Meillet, A., et Cohen, M., Les Langues du Monde. Paris 1924.
- Meinhof, C., Das Tši-venda. ZDMG. Bd. LV. S. 607—682.
- , Das Dahlsche Gesetz. ZDMG. LVII. S. 302ff.
- , Grundzüge einer vergleichenden Grammatik der Bantusprachen. Berlin 1906.
- , Grundriß einer Lautlehre der Bantusprachen.² Berlin 1910.
- , Die Sprachen der Hamiten. Hamburg 1912.
- , Das Ful in seiner Bedeutung für die Sprachen der Hamiten, Semiten und Bantu. ZDMG. Bd. LXV. S. 177—220.
- , Dissimilation der Nasalverbindungen im Bantu. Z. f. Kol.-Spr. Bd. III. S. 272—278.
- , Sprachstudien im ägyptischen Sudan. Z. f. Kol.-Spr. Bd. VI. VII.
- , Der Wert der Phonetik für die allgemeine Sprachwissenschaft. Vox. 1918. S. 1—62.

- Meinhof, C., Was sind emphatische Laute, und wie sind sie entstanden? Z. f. Eg.-Spr. Bd. XI. S. 81—106.
- , Die Sprache von Meroe. Z. f. Eg.-Spr. Bd. XII. S. 1—16.
- , Was können uns die Hamitensprachen für den Bau des semitischen Verbum lehren? Z. f. Eg.-Spr. Bd. XII. S. 241—275.
- , Zur Lautlehre des Zulu. Z. f. Eg.-Spr. Bd. XIV. S. 241—287.
- , Versuch einer grammatischen Skizze einer Buschmannsprache. Z. f. Eg.-Spr. Bd. XIX. S. 161—188.
- , Der Koranadialekt des Hottentottischen. Berlin 1930.
- , Die afrikanischen Klassensprachen in ihrer Bedeutung für die Geschichte der Sprache. Scientia. 1931. S. 165—173.
- , Die libyschen Inschriften. Abh. f. d. Kunde des Morgenl. Leipzig 1931.
- , Musikalischer Ton und Stärkeakzent. Indogerm. Forschungen. Bd. LI. S. 181—195.
- Meriggi, P., Il problema della parentela dell' Indoeuropeo col Semitico. Festschrift Meinhof. S. 416—424. Hamburg 1927.
- , Versuch einer Grammatik des /χam-Buschmännischen. Z. f. Eg.-Spr. Bd. XIX. S. 117—153. 188—205.
- Mischlich, A., Wörterbuch der Haussasprache. Berlin 1906.
- Mitterrutzner, J. C., Die Dinkasprache in Zentral-Afrika. Brixen 1866.
- Möller, H., Semitisch und Indogermanisch. Kopenhagen 1906.
- Müller, A., Hebräische Schulgrammatik. Halle 1878.
- , Dr. C. P. Caspari's arabische Grammatik.⁵ Halle 1887.
- Müller, F., Grundriß der Sprachwissenschaft. Wien 1877.
- Pilhofer, G., Grammatik der Kâte-Sprache in Neu-Guinea. Berlin 1933.
- Paul, H., Principien der Sprachgeschichte. Halle 1909.
- v. Raumer, R., Gesammelte sprachwissenschaftliche Schriften. Frankfurt a. M. und Erlangen 1863.
- Reinisch, L., Die Sprache der Irob-Saho. Wien 1878.
- , Die Bilin-Sprache. Wien 1882.
- , Die Chamirsprache. Wien 1884.
- , Die Kafa-Sprache, Wien 1888.
- , Die Bedaüye-Sprache. Wien 1893, 1894.
- , Die Somali-Sprache. III. Grammatik. Wien 1903.
- , Das persönliche Fürwort und die Verballexion in den Chamito-semitischen Sprachen. Wien 1909.
- , Die sprachliche Stellung des Nuba. Wien 1911.
- Schleicher, A., Compendium der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen. Weimar 1871.
- Schmidt, W., Die Sprachfamilien und Sprachenkreise der Erde. Heidelberg 1926.
- Schmitt, A., Akzent und Diphthongierung. Heidelberg 1931.
- Sethe, K., Von Zahlen und Zahlworten bei den alten Ägyptern. Straßburg 1916.
- , Der Ursprung des Alphabets. Göttingen 1916.
- , Die neuentdeckte Sinai-Schrift und die Entstehung der semitischen Schrift. Göttingen 1917.
- , Die Vokalisation des Ägyptischen. ZDMG. 1923. S. 145ff.

- Sievers, E., Grundzüge der Phonetik.⁵ Leipzig 1901.
- Stumme, H., Handbuch des Schillhischen von Tazerwalt. Leipzig 1899.
- Taylor, F. W., A Practical Hausa Grammar. Oxford 1923.
- v. Tiling, M., Adjektiv-Endungen im Somali. Z. f. Eg.-Spr. Bd. X. S. 208 bis 240.
- , Die Vokale des bestimmten Artikels im Somali. Z. f. Kol.-Spr. Bd. IX. S. 132—166.
- , Somali-Texte. Berlin 1925.
- Vedder, H., Grundriß einer Grammatik der Buschmannsprache vom Stamm der /Kū-Buschmänner. Z. f. Kol.-Spr. Bd. I.
- Velten, H. V., The Accusative Case and its Substitutes in Various Types of Languages. Language. Bd. VIII. S. 255—270.
- Westermann, D., Grammatik der Ewe-Sprache. Berlin 1907.
- , Handbuch der Ful-Sprache. Berlin 1909.
- , Die Sudansprachen. Hamburg 1911.
- , The Shilluk People. Berlin 1912.
- , Die Gola-Sprache in Liberia. Hamburg 1921.
- , Die Kpelle-Sprache in Liberia. Berlin 1924.
- , Die westlichen Sudansprachen. Berlin 1927.
- Winkler, H., Der uralaltaische Sprachstamm, das Finnische und das Japanische. Berlin 1909.
- Wundt, W., Völkerpsychologie. 3. Aufl. Leipzig 1912.
- , Sprachgeschichte und Sprachpsychologie. Leipzig 1901.
- Zyhlarz, E., Grundzüge der nubischen Grammatik im christlichen Frühmittelalter. Abh. f. d. Kunde des Morgenl. Leipzig 1928.
- , Das meroitische Sprachproblem. Anthropos. Bd. 25. S. 409—463.
- , Ältere und jüngere Pluralbildung im Berberischen. Z. f. Eg.-Spr. Bd. XXII S. 1—15.
- , Ursprung und Sprachcharakter des Altägyptischen. Z. f. Eg.-Spr. Bd. XXIII.
- , Meroitisches Sprachgut im heutigen Abessinien. Z. f. Eg.-Spr. Bd. XXIV. S. 230—232.





VA